

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 121

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Hertha Koenig Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort
von Alexander Häusser



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 121

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden

Band 121

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2023 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1864-7
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Du weißt nicht, was Du mir getan	7
Aus »Die helle Nacht«	
Die helle Nacht. Erzählung	8
Auszug aus »Die kleine und die große Liebe«	33
Aus »Blumen«	
Mohn	41
Gras	42
Winde	43
Aus »Sonette«	
Ich seh dich fern am Ufer gegenüber	44
Du rufst nach mir im frühen Morgenlicht	45
Aus »Sonnenuhr«	
Ballnacht	46
Sommermorgen	47
Aus »Hinter den Kulissen eines Lebens«	
Meine Erinnerungen	48
Rainer Maria Rilke in Böckel (Auszug aus einem Brief von Hertha Koenig)	73
Das Märchen von Gesines Ring	85
In Memoriam	98
Mutter und Tochter	99
Heimat	102
Auszug aus »Die lippische Rose. Historischer Roman«	105
Auszug aus »Emilie Reinbeck. Roman über die schwäbische Romantik«	115
Auszug aus »Die Letzten. Novelle«	134
Nachwort	143
Bibliografie / Textnachweise	147



Gut Böckel, Geburtsort und langjähriger Wohnsitz der Dichterin.

Du weißt nicht, was Du mir getan

Du weißt nicht, was du mir getan.
Ich ging geruhig die stille Bahn,
Von mattem Ernst umleuchtet Schritt für Schritt,
Die dunklen Schatten zogen willig mit –
Bis du gekommen
Und mich auf wilde Flügel genommen.
Mir schwindelte; ich wusste kein Wohin,
Nur, dass ich weit von der Erde bin –
Bei dir;
Und wie aus tiefem Schläfe hob sich mir
Der Blick. Du hast mich lächelnd angeschaut,
Als wär' dir meine dunkle, stille Seele traut,
Als hättest du das frostig Heimweh drin gefunden
Und wolltest es in deiner Glut gesunden.
Erschrocken meine Sinne bebten,
In mich gebannt,
Und leise verschwebten
Sie in den Brand.– –
Und war doch eine große Traurigkeit
In mir. Du hattest mich nicht weit
Genug von meiner Bahn geführt,
Hab ihre Nähe noch zu bang gespürt.
Und eh' der Abend sank in die Nacht,
Hast du mich wieder zurückgebracht.

Nun geh ich so mühsam meine Bahn,
Von Sehnsucht umflackert Schritt für Schritt,
Und grauenvoll schleichen die Schatten mit.
Die Augen geblendet such ich einher,
Erstickende Sehnsucht lässt mich nicht mehr – – –

Du weißt nicht, was du mir getan.

Aus »Die helle Nacht«

Die helle Nacht

Das Korn war gedroschen. In schweren Säcken wurde es unter den Fenstern des kleinen Gutshauses vorübergetragen. Langsam, im Takt der Schritte. Als würden sie durch das Gewicht tief in die Erde eingedrückt.

Wer zu dieser Nachmittagsstunde hinter den Fuchsien- und Geranienstöcken am Fenster saß, den hätte das gleichmäßige Vorübergehen einschläfern können: ein Sack – tap, tap – ein Sack – denn es war wie die Zeit selbst, die da vorübergetragen wurde; schwer und mühsam. Dann ging es etwas dumpfer die Stiege hinauf zum Speicher, wo aufgebunden wurde, dass die vielen glatten Körner rieselnd in den großen Vorrat einmündeten. Da blieben sie erst liegen. Dann kam ein Teil zur Mühle, der auf seine Art verwandelt und nahrhaft wurde; während der andere auf einem frischgepflügten Feld aufgehen sollte, um nächstes Jahr wieder so vorübergetragen zu werden – ein Sack – und immer wieder ein Sack.

Es hätte wie ein schöner, beglückender Traum sein können.

Die Einzige, die hinaussah, war die Frau des Besitzers. Die anderen hielten ihre Arbeit stetig und klappernd im Takt. Wohl, dass eines der Mädchen in der Küche aufhorchend sagte: »Da tragen sie wieder Säcke, – dass sie nur nachher die Treppe ordentlich fegen; sonst ist kein Wohin vor Mäusen.«

Die Frau am Fenster sah zu – den Säcken, den Tagen. Eingeschläfert. Aber nicht mit dem schönen, beglückenden Traum. Sonst wären ihre Augen nicht so hastig unter den Lidern hin und her gegangen; sonst hätte ihr Mund nicht eine so unzufriedene Biegung gezeigt. Doch man war es nicht anders an ihr gewohnt. Selbst wenn sie

lachte, konnte diese Abwärtsbiegung sich nicht zurücknehmen. Trotzdem war ihr Gesicht noch sehr hübsch. Das dunkle Haar umrahmte wohlgeformte Züge. Und das Leben hatte ihr alles Wünschenswerte gelingen lassen, auf jene zuvorkommende Art, mit der es gern hübsche Frauen zu bedienen pflegt.

Vielleicht war überhaupt das Schlimmste, dass sie gar keinen Grund hatte zu dem hastigen Flackern ihrer Augen und zu der unzufriedenen Biegung ihres Mundes. Manchmal wäre das Schwere ja viel leichter zu tragen als das Leichte.

Sie hatte den Mann heiraten dürfen, den sie zu lieben glaubte. Und er war immer noch gut zu ihr. Sogar, wenn ihre Stimme abglitt, sodass sie bei etwas ganz Gleichgültigem, Winzigem einen unfreundlichen Klang bekam, oder gar einen höhnischen. Auch dann blieb er gut zu ihr. Vielleicht, wenn er aufgebraust wäre, – dass er damit die Wand fortgeschoben hätte, die jener Klang ihrer Stimme zwischen ihnen aufrichtete; während nun dieser Klang stehen blieb. Und wenn wieder so etwas vorkam, wurde es immer ein wenig ferner zwischen ihnen.

Dabei hatte es sich nur um gleichgültige, winzige Dinge gehandelt. Beinahe gleichgültige, beinahe winzige. Überhaupt kam so etwas selten vor. Eigentlich nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten. Denn da konnte ihr Mann etwas so Überschwängliches haben. Und dann bekam er – der Mann, zu dem sie aufblickte – plötzlich etwas Lächerliches für sie. Dagegen wehrte sie sich auf diese stille, kaum merkliche Weise.

Auch wenn er sonntags ans Klavier ging und sang, wehrte sie sich durch irgendein Wort, durch den Klang ihrer Stimme oder durch solch ein Lächeln, das abglitt. Dadurch erreichte sie, dass er sofort aufhörte und zu jener Ruhe und Würde zurückkehrte, die er, wie sie glaubte, ihr schuldig war.

Der stille, fleißige Gang des Alltags ließ zum Glück solche Gefahren gar nicht aufkommen. Der beanspruchte all seine Kräfte für sich. Denn es galt, den Jahreszeiten genau nachzugehen, von früher Morgenstunde an bis zum Feierabend.

Ja, die Arbeit stand hier in Ehren. Das war auch dem wachsenden Wohlstand anzumerken. Nicht, dass er mit unruhiger Gier vorwärts getrieben wurde. Man gab ihm nicht einmal das Recht, den stillen, fleißigen Gang des Tages zu ändern. Aber nach jeder guten Ernte konnte auf dem Hof etwas gebaut oder verbessert werden. Auch in diesem Jahr. Draußen wurden ja die vollen Säcke vorübergetragen.

Inzwischen war die Herbstsonne ebenfalls weitergegangen und schien allmählich durchdringend in die Stube. Die Frau zog die Gardinen vor, die mit ihrem beruhigenden Dunkelgelb die Bleischwere und Anstrengung großer Hitze fernhalten sollten.

Damit war die Außenwelt versunken. Infolgedessen fielen die Gegenstände im Zimmer an, sich deutlicher bemerkbar zu machen. Die Uhr betonte sich selbst und nicht so sehr die Zeit; der Spiegel wurde genauer als die Wirklichkeit; die Blumen und Blattpflanzen griffen in großen Schatten um sich.

Auch eine Stube möchte ihre Welt für sich haben. Darum ist ihr am wohlsten, wenn die Außenwelt hinter solch gelben Vorhängen weit fort bleibt.

Aber draußen auf dem gepflasterten Flur wurden Schritte hörbar. Die Tür öffnete sich. Die Außenwelt drang herein. Und der Briefträger lehnte seinen Stock gegen den Tisch und schlug den Deckel seiner großen Tasche zurück mit jener erhabenen Gebärde, die Landbriefträgern eigen ist.

Er ließ die Briefe noch einmal den beleckten Finger fühlen und legte sie dann mitsamt der gefalteten Zeitung auf den Tisch. Der Deckel seiner Tasche sank befriedigt

herab. Er nahm seinen Stock, griff höflich an die Mütze und war wieder draußen.

Nun half es der Uhr und dem Spiegel nichts mehr, sich hervorzutun. Es war, als gäbe es hier in diesem Augenblick nichts anderes als die Briefe auf dem Tisch und die gefaltete Zeitung, die recht aufdringlich nach ihrer eigenen Druckerschwärze und nach dem Leder der Posttasche roch.

Das ist von alters her so, wenn der Landbriefträger ins Haus kommt. Man nimmt Stück für Stück in die Hand, betrachtet die Adressen und legt alles nacheinander auf den Tisch zurück. Dann folgt die Entscheidung, welcher Brief zuerst geöffnet wird – der schönste zuerst oder zuletzt? Aber meistens ist gar kein schönster dabei.

Die Frau griff nach der Postkarte, die sie vorher übersehen hatte: »Ich komme übermorgen Abend um neun Uhr. Thea.«

Das Datum zeigte den Tag vorher. »Sie hätte doch wenigstens telegraphieren können!« Im selben Augenblick fiel ihr jedoch ein, dass »sie« ja sparen musste.

Dorothea – »die Sängerin« – wie man sie hier auf dem Hof nannte, war die Schwester ihres Mannes, der es wenig gut ging. Allerdings – ihre eigene Schuld. Aber da war dieses hartnäckige Festhalten an der Kunst. Ja, sie hatte sich die Kunst in den Kopf gesetzt, hatte ihr kleines Vermögen im Studium verbraucht. Und jetzt, statt wenigstens eine berühmte Sängerin zu sein und dadurch alle begangenen Fehler gutzumachen, musste sie ihrer Gesundheit Tribut zollen. Denn sie war auf den Tod krank gewesen. Das Schicksal hatte ihrem Streben nicht recht gegeben.

Die Frau fühlte schon die Beklemmung der kommenden Tage voraus. Gewiss, sie hatten alle Mitleid mit dieser Schwester. Aber einen Vorwurf konnte man doch nicht unterdrücken. Das Schlimmste für die Frau war, dass ihr

Mann für alles, was seine Schwester betraf, eine verständnisvolle Entschuldigung fand.

Und jedes Mal wenn diese Schwester da ist, kommt mit ihr seine Kindheit wieder. Und der Frau ist, als erhöbe die sich gegen sie, diese Zeit, von der sie so gut wie nichts weiß. Denn zu ihr spricht er nie davon.

Übrigens war die Karte früh genug angekommen. Es wurden auch jetzt noch keine Anstalten gemacht, das Gastzimmer herzurichten. Nebenan öffnete das Mädchen die Tür, um den Kaffeetisch zu decken. Kinderstimmen näherten sich unter Beschwichtigung ihrer Hauslehrerin. Ruhige, gewichtige Schritte kündeten den Vater.

Da ging auch die Frau hinüber und schenkte die Tassen ein. Sie reichte ihrem Mann die Post. Obenauf lag die Karte.

»Ah, Thea«, sagte er in einem schwingenden Ton, der ihm sonst nicht eigen war.

Als die Kinder hörten, dass Tante Thea käme, brachen sie in Jubel aus. Der siebenjährige Junge hatte es zuerst begriffen. »Ich hole Tante Thea ab!« – »Ich hole Tante Thea auch ab«, echote die kleinere Schwester und hob den Schluck Milch tief und tönend aus ihrer Tasse.

»Wer hat euch denn gefragt«, streute die Lehrerin ihren Lieblingssatz dazwischen.

Es half nun nichts; sie mussten still sein. Die kleinen Gesichter senkten sich herab und beschränkten sich darauf, ihre Freude über den blauweißen Tellerrand hin und hergleiten zu lassen; während sie unterm Tisch ungestört von den kleinen Beinen ausgebaumelt wurde.

Die Lehrerin ließ bei der Nachricht keine derartige Freude erkennen. Ihr Misstrauen gegen diese »teils bedauernswerte, teils ungeordnete Existenz«, wie sie das Künstlertum ganz allgemein zu benennen pflegte, kannte keine Grenzen. Dazu kam, dass die Kinder sie

liebten. Und Leute, zu denen die Kinder eine unwillkürliche Liebe fassen, kommen ihr verdächtig vor; weil sie die Liebe ihrer Zöglinge, die sie willkürlich für sich beanspruchen möchte, noch mehr zu schmälern drohen. Dorothea hatte sich auf den nächsten Tag zu später Stunde angemeldet. Nicht, weil es die Züge wollten. Sie bevorzugte den Abend zur Ankunft, sich selbst zur Erleichterung. Wenn es dunkel ist und der Umriss der früheren Heimat ausgewischt. Denn solch eine Landheimat Stück um Stück wiederzuerkennen, ist nicht leicht. Namentlich, wo sich das Haus einer anderen zuliebe verändert hat.

Jedesmal bevor Dorothea kam, nahm sie sich vor, die Tage ohne Verletzung zu überstehen. Sie war es ja gewohnt, der fremde Vogel zu sein. Ob die anderen es gut mit ihm meinen oder nicht; immer fühlen sie ihm gegenüber Rechte, die seinen Flug behindern. Sie wissen, dass er sich hoch über sie erheben kann und sein geheimnisvolles Lied schmettern. Wohin er zieht, wissen sie nicht. Und durch allerlei, was sie an ihm auszusetzen haben, ist es auch bald erreicht, dass der arme Vogel die Flügel hängen lässt.

Ob Dorothea schön war oder nicht, darüber ging die Meinung auseinander. Hier galt sie nicht für schön. Die frei unvorbedachte Art ihrer Bewegungen hielt man für ungeschickt, die ausgeprägten Gesichtszüge für männlich. So musste sie sich wohl ausnehmend an der hübschen, dunklen Schwägerin messen. Aber wenn sie ins Zimmer trat, beherrschte sie doch auch hier den Raum. Denn ihr Gang war ruhig und ohne Fehl, wie das gute Gewissen. Obgleich die Lehrerin außer sich wäre, wenn sie wüsste, wohin er sie schon im Leben geführt hatte. Verkümmerte, verbitterte Menschen vergessen so leicht, dass Gott das *Herz* ansieht. Kein Wunder, wenn sie den Einfluss der Sängerin auf ihre Zöglinge fürchtete. Denn

Dorothea hatte von jeher auf ihr Herz gehalten. Mit einer Genauigkeit, die wiederum der Lehrerin unbequem sein würde.

Die Kinder schliefen schon, als Dorothea ankam. Eigentlich schlief schon das ganze Haus. Die immer etwas feuchten Steine im Flur kamen ohnehin jedes Mal aus dem Traum, wenn man auf ihnen ging. Aber die kleine Lampe brannte noch hellwach.

Bruder und Schwester betrachteten sich gegenseitig. Dorothea war schmaler geworden durch die Krankheit. Die Schwägerin hatte blühende Wangen. Der Bruder machte sein stilles, unveränderliches Gesicht wie immer; wenigstens, seit er sich ganz dem gleichmäßig fordernden Alltag zugewendet hatte.

Nach einem kleinen Imbiss ging man schlafen.

»Wie fremd«, sagte Dorothea leise vor sich hin, als sie die Tür des Gastzimmers hinter sich geschlossen hatte, – »und früher, ganz früher glaubte ich einmal, dieser Bruder und ich, wir verstünden uns.« Aber sie wehrte solchen Gedanken. Es war ja auch noch kein Wort gefallen, das sie in ihrem Innersten angegriffen hätte.

Am nächsten Morgen nutzte sie die Erlaubnis, lange zu schlafen. So fand sie sich erst zum Mittagstisch mit den Geschwistern zusammen.

Es machte Mühe, die Kinder zu bändigen. Dorothea war ausgeruht und brachte ein merkliches Behagen mit. Nur dass sie ein wenig mehr sprach als gewöhnlich, um keine Fragen aufkommen zu lassen. Sie hatten hier solch sonderbaren Begriff von der Kunst; sahen etwas Feindliches in ihr.

Dorothea gab gleich wieder Grund zu Ärgernis. Sie sagte, dass sie sich darauf freut, mit dem alten Gärtner zu sprechen; weil man von ihm so merkwürdige Dinge erfahren könnte. Die Lehrerin hatte doch mit Auszeichnung Botanik studiert. Sie besaß wohl andere Kenntnisse als der Gärtner!

Trotzdem sprach Dorothea mit ihr nie über solche Dinge. Denn das unendlich Viele, was die Lehrerin wusste, konnte sie für ihre Kunst nicht brauchen. Aber was der Gärtner wusste, das konnte sie brauchen. Er hatte ihr einmal erzählt, wie schwer die Blüten jedes Wetterleuchten erleiden müssen; wie das Licht, das ihnen doch Glück und Dasein schenkt, sich plötzlich gegen sie wendet und sie in Gram versetzt; so dass den folgenden Tag keine Biene bei ihnen einkehrt.

So etwas brauchte Dorothea. Ihr Singen musste von den Blumen und dem Wetterleuchten wissen.

Nach dem Essen kam der Mittagsschlaf. Dorothea suchte sich fernab einen stillen, verborgenen Platz unter hohen Buchen und legte sich auf den sonndurchwärmten Waldboden. Ihr Körper fühlte das Glück, wieder gesund zu sein. Wie anders diese Müdigkeit und Schwere der Glieder, mit der sie sich jetzt ausstreckte!

Um so recht den Genuss des Gesundseins auszukosten, musste sie an die Krankheit zurückdenken.

Über ein Jahr hatte sie liegen müssen. Da gab es auch eine Zeit, da die Sonne gerade so stand wie heute, mit dem herbstlich-verklärten Wohltun in ihrem Blick. Damals aber erschien ihr alles hart und unbarmherzig, was sie anblickte; selbst solch eine klare Herbstsonne hatte etwas Feindliches in ihrem Glanz.

Ihr war ja alles zerstört. Alles durch unermüdliches Studium in der Kunst Erreichte, das hatte sie gerade noch der Öffentlichkeit dartun können. Und die strenge Kritik versprach ihr eine große Zukunft. Das ganze Leben wurde dadurch plötzlich hell; es hatte sie endlich in eine gute Fahrt hineingenommen.

Dadurch merkte sie gar nicht, wie es allmählich langsamer wurde und zu stocken begann. Lange merkte sie es nicht.

Bis eines Abends das Leben beinahe stillstand. Man hatte sie, von Fieber geschüttelt, aus dem Konzertsaal geführt und nach Haus gebracht.

Da lag sie in ihrem Bett und mühte sich ab, ein erschreckendes Bild nach dem anderen zurückzuschieben, damit sie wenigstens weit genug hinaussehen könnte, um zu begreifen, was das alles zu bedeuten hätte.

Doch draußen war es ganz dunkel. Und hinter diesem Dunkel war alles zurückgeblieben – Musik, Zukunft – selbst die Sorgen – alles. In ihrer kleinen Stube war für nichts anderes mehr Platz als für die Krankheit.

Die alte Pförtnerfrau kam und fegte morgens den Boden, wischte Staub und fragte so freundlich sie konnte, ob Dorothea noch etwas wünschte.

Nein. Sie wünschte nichts mehr.

Sie lag der Wand zugekehrt; ganz still und zusammengesunken. Die Krankheit gönnte ihr nicht einmal mehr den Wunsch, wieder gesund zu werden. Sie konnte sich das gar nicht mehr vorstellen.

Erst nach mehreren Wochen ließ ihr die Krankheit wieder etwas mehr Raum. Da sah sie sich in der Stube um. Die Bücher im Wandfach fingen wieder an, ihr zu gehören. Der Rosenstrauß im Glas war verwelkt. Der ihn geschickt hatte, liebte sie. Aber er konnte wohl auch eine andere lieben. Dorothea musste es für ihn nicht sein.

Die Stimmen von der Straße herauf klangen nicht mehr so beunruhigend. Man konnte sich sogar vorstellen, dass man auch einmal wieder dort unten ginge – wenn man einen Pelz um die Schultern legte – ganz langsam – Schritt für Schritt ...

Aber der Arzt wollte es nicht. Sobald sie aufstehen dürfte, solle sie reisen. Möglichst hoch hinauf in die Berge.

Sie erklärte, dass ihre Mittel dazu nicht reichten.

Er riet ihr, sich an die Verwandten zu wenden.

Nein, das konnte sie nicht. Gerade damals war ihr dies zwischen den teilnehmenden Sätzen eines Briefes entgegengelungen: Sieh, das hast Du nun mit deiner Kunst erreicht!

Der Arzt bestand auf die Reise.

Es musste also das billigste Zimmer gesucht werden. Doch eines mit Südbalkon.

Da lag sie nun in Bedrückung und Einsamkeit und sollte sich erholen. Jeden Tag bekam sie zu hören, dass alles auf eine gute Stimmung ankomme.

Die Fieberkurve ließ keine Täuschung zu. Ob Dorothea sich aufregte oder nicht; sie sagte genau über den Stand der Krankheit aus. Und sie sagte nichts Gutes.

Dorothea dachte bei sich, dass doch viele Menschen krank und einsam liegen, denen das Leben die Freude wirklichen Daseins schuldig blieb, die sich aber endlich zufrieden geben und auf den Tod warten. Vielleicht brauchte es dazu nur eines kräftigen Entschlusses. Und alles wäre viel leichter.

An jedem Krankenbett steht das Leben mit einer anderen Absicht. Hier lockte es nicht und redete nicht von Versprechungen. Es richtete nur seinen klaren Blick auf Dorothea und sagte ruhig: »Du kannst ja noch nichts richtig von Grund aus – auch nicht das Sterben. Später würdest du alles richtig können – erst das Singen und dann das Sterben.« Einen Trost wusste niemand.

O, die furchtbare Krankheit!

Nicht nur, dass sie einen selber quält; alles, was zu einem kommt, wird beeinflusst durch ihr hinterhältiges Wesen. Nichts kommt mehr freundlich und liebevoll. Alles nur weh – bitter weh...

Aber einmal, in einem seltenen Augenblick, kommt die Krankheit über ihren grauenvollen Alltag hinaus und begeht ein Fest. Dann ist sie wie verwandelt. Sie versteht sich auf etwas, das man ihr nie zugetraut hätte.

Die Art des Festes richtet sich nach dem, den sie einlädt. Den meisten veranstaltet sie ein tolles Maskenfest. In einem südlichen Garten mit aufregenden Blumen, Lampions, Musik und Wein – damit sie sich einmal austoben können, wie sie sich's in ihren gesündesten Tagen nicht besser hätten träumen lassen.

Für Dorothea musste es ein anderes Fest sein.

Sie kam gerade aus dem Schlaf. Und statt aufzuwachen, sank sie tief hinab, immer tiefer und schwerer – bis auf den Meeresgrund.

Da lag sich's gut. Alles war plötzlich hell und durchsichtig. Hoch über ihr ging das Leben hin, so fern und so fremd. Dabei merkte sie dennoch wie von weit, weit her, dass der Schnee dicht und körnig an ihr vorüberglitt; und ab und zu spürte sie einen kühlen Stern auf ihrer Wange ...

Dorothea aber lag jetzt nicht auf dem Meeresgrund, sondern auf dem Waldboden; die Glieder so wohligh schwer wie damals.

Jetzt war es ein Fest der Gesundheit.

Fern hörte man Arbeit und Tagesmühe. Doch das dichte Unterholz ließ nichts zu ihr dringen. Auch nicht das Schlagen der Uhren.

Um vier Uhr wurde Kaffee getrunken. Dazu gab es gewiss wie früher Rosinenbrot mit Apfelkraut. Das war eine angenehme Erinnerung. Aber jetzt noch nicht – noch lange nicht hingehen!

Wie sonderbar, dass es heute geradezu Genuss bereitet, an die Krankheit zu denken! Wenn man das damals gehnt hätte! Es wäre verletzend gewesen. Damals wollte die Krankheit ernst genommen werden – grausam ernst. Aber als sie vorüber war, da hatte sie nichts mehr zu bestimmen; da kam das Leben und trug einen hoch über sie empor; sobald man die Lektionen bewältigt hatte, die man durch sie lernen sollte. Lange waren sie unverstanden geblieben.

Aber dann wurde das Leben immer schöner.

Davon kann man niemandem sagen. Davon kann man nur singen. Dann mag es jeder auf seine Weise erfahren ...

Früher, wenn Dorothea endlich etwas erreicht hatte und tief Atem holte, um nun sicher und beruhigt weiter zu gehen, dann wurde ihr alles wieder zerstört. Sie musste sich mühsam nach etwas ganz Unscheinbarem bücken. Sie durfte nicht ruhen. Auch in der Liebe nicht. Einst hatte sie sich gewehrt gegen diese unverständliche Bestimmung. Jetzt war sie stark geworden. Und einsam. So viele der Menschen sie auch suchten und zu ihr kommen mochten. Und sie war doch eine Frau. Mit einer Sehnsucht, die weit über sie hinausflamte ...

Dorothea stützte sich auf den weichen Waldboden und horchte. Sie legte sich schnell wieder zurück. Aber es half nichts mehr; die Kinder hatten sie entdeckt.

»Tante Thea, komm!«

Sie wollten sie am Arm hochziehen. Aber der lag wohligh und gelöst auf dem Waldboden.

»Versucht es nur!«

Es kostete wirklich Anstrengung. Und wenn sie ihn ein wenig gehoben hatte, fiel er mit einem Bums zurück.

Dorothea richtete sich auf und strich der Kleinsten den Blondschoopf aus dem Gesicht und blickte sie fragend an. Die kürzlich versiegten Tränen hatten einen verräterischen Glanz zurückgelassen, und der beengte Atem gluckste gekränkt.

»O weh, bist Du unartig gewesen?«

Die Kleine sah Dorothea hilfesuchend an. »Wir – wir müssen immer artig sein«, kam es über die unglücklich gekräuselten Lippen.

»Ich weiß«, sagte Dorothea ernst, »das ist furchtbar schwer.«

Die Kinder sahen sie erstaunt an, weil sie nicht gewohnt waren, in solch einem Falle recht zu bekommen.

»Wartet, wir wollen überlegen, ob wir nicht etwas erfinden können, damit es nicht ganz so schwer ist.«

Das kleine Mädchen hüpfte auf. »Ich weiß: Wenn du hinterher zu uns kommst, dann können wir vorher artig sein.«

Dorothea lächelte. »Gut, dann komme ich wieder.« Die Kinder jubelten.

Jetzt aber galt es, zum Kaffee hineinzugehen, um eine Rüge zu vermeiden.

Der Nachmittagskaffee auf dem Lande vollzieht sich ruhig und mühelos. Es gab wirklich Rosinenbrot mit Apfelkraut; dicke Sahne in den Kaffee. Dazu summten die Fliegen. Man brauchte sich weiter nicht anzustrengen.

Später gingen die Frauen gemeinsam ins Wohnzimmer. Denn um diese Zeit ist man nicht berechtigt, das Weite zu suchen.

Das Wohnzimmer stand noch im Schutz der gelben Gardinen. Ihm galten jetzt Dorotheas Blicke, die noch kurz zuvor das große, unendliche Leben vor sich hatten.

Ogleich sie mit ehrlichem Wohlwollen hereinkam, schien der Raum wenig entgegenkommend. Er betonte auf unnötige Weise die Sicherheit in Dorotheas Bewegungen, die ihr das Leben in bester Absicht verliehen hatte, die man jedoch hierzulande bei den Frauen nicht gewöhnt war. Deshalb nannte die Schwägerin sie männlich und das bedeutete: abstoßend.

Dorothea setzte sich in die Sofaecke. Um es sich behaglich zu machen, griff sie ein wenig über den ihr zukommenden Platz hinaus. Dabei fing sie einen missbilligenden Blick der Schwägerin auf. Die aber erhob gar keinen Anspruch auf den Sofaplatz neben ihr; denn sie wickelte jenseits des Tisches Garn über eine Stuhllehne. Dadurch blieb ihr nichts anderes übrig, als sich zu ärgern. Dorothea wusste genau um was es sich handelte bei diesem missbilligenden Blick mit dem abgleitenden Lächeln.

Früher hätte sie sich niedergeschlagen diesem stummen Angriff preisgegeben. Doch vorhin im Wald war ihr so frei zumute gewesen – was sollte sie sich jetzt einschüchtern lassen von der Uhr, dem Spiegel und der Schwägerin? Es musste sich ja doch das alles vor ihr zurückziehen, wenn es darauf ankam. Darum ging sie unwillkürlich auf das Klavier zu, das dort in der Ecke stand, und schlug einige Akkorde an.

Nach der Abendmahlzeit sagte der Bruder, dass er von drüben her die Akkorde gehört hatte und fragte Dorothea, ob sie wohl später etwas singen möchte. Seine Frau unterstützte die Aufforderung mit etwas gezwungener Liebenswürdigkeit.

Im Wohnzimmer wurden die Kerzen am Klavier angezündet.

»Wirst du sie begleiten?«, fragte die Schwägerin ihren Mann, der in den Noten blätterte.

»Wie sollte ich das wohl können!«

»Du hast doch früher ganz gut gespielt.«

Dorothea erklärte freundlich, dass man diese Begleitungen sehr genau studieren müsse.

Nun war Dorothea mit ihrer Kunst allein. Das Zimmer versank, das Haus und der Hof, wo früher ihre Heimat gewesen war. Sie brauchte keine Heimat mehr.

Und sie sang Lieder von berühmten Komponisten. Aber sie sang unendlich mehr als diese Lieder. Sie verkündete sich selbst. Ihre Wunden, aus denen nach Not und Qual plötzlich Rosen blühten von unendlicher Helle und Zartheit. Und verkündete vom Leben das Wilde, Ruhe-lose und das Gestillte, und alles, was sie damals in ihrer Krankheit auf dem Meeresgrund erfahren hatte.

In der Musik *darf* man alles sagen. Es wird ja doch nur von denen vernommen, die es schon wissen; oder die es wissen dürfen.

Dorothea griff immer wieder nach einem anderen Heft; hörte lange nicht auf. Sie konnte heute nicht danach fragen, ob es den anderen recht war. Sie sang auch nicht die Lieder, die ihr sonst geeignet schienen, unzugänglichere Hörer zu befriedigen.

Heute kam es einmal nur auf sie an.

Ihr wurde immer leichter und beglückter zumute.

O du überschwängliches Leben! Bin ich deine Auserkorene, dass ich um deinen Reichtum wissen darf?

Als sie dann doch einmal aufhörte und sich dem Zimmer wieder zuwandte, saßen dort nur die zwei Frauen am Tisch.

Die Lehrerin kam auf Dorothea zu mit einem feuchten Glanz in den Augen. Sie wollte sich schnell zur Nacht verabschieden. Dorothea hielt jedoch die dargebotene Hand mit ihren beiden Händen umschlossen und zeigte Freude über das leise Dankeswort.

Es war nur ein kurzes Aug' in Auge zwischen beiden. Aber als die Lehrerin hinausging, ließ ihr Ausdruck ein verschwiegenes Glück erkennen, als sei noch nie jemand so gut zu ihr gewesen.

Dann blieb Dorothea mit der Schwägerin allein. Die sagte einige unbeholfene Sätze; denn auch sie war auf ihre Art ergriffen. So etwas Schönes hatte sie jedenfalls nicht erwartet. Es lag deshalb wie ein Sich-Entschuldigen in ihrem Verhalten. Doch Dorothea half ihr auf ihre einfache, freundliche Art darüber hinweg.

Den Bruder schien irgendeine Pflicht abgerufen zu haben. Er war während des Singens leise hinausgegangen. Nachdem die Schwägerinnen noch eine Weile beieinandergesessen hatten, kam die Zeit, die zum abendlichen Aufbruch immer sehr genau eingehalten wurde.

Die Frau ging hinaus und wollte ihren Mann holen.

Dorothea blieb allein in diesem Raum, der ihr nachmittags das Dasein erschwert hatte. Sie legte die gefalteten Hände in den Nacken und dehnte sich. »Ach – es ist doch

ganz einerlei, wo man ist – ob man es gut hat oder nicht – wenn man nur singen darf.

Da die Schwägerin nicht so bald zurückkehrte, ging Dorothea ihr nach, um Gute Nacht zu sagen. Die Hausfrau wollte die Türen abschließen und den Räumen die letzte abendliche Sorgfalt angedeihen lassen. Ihre Erhebung durch die Musik hatte inzwischen nachgelassen. Unruhig ging sie hin und her, ordnete manches und ließ dann wieder zerstreut liegen, was sie angerührt hatte.

Ihre Gedanken suchten nach dem Grund, warum ihr Mann während der Musik so plötzlich hinausgegangen sein mochte. Er hatte sich an der Tür nach ihr umgesehen – warum nur mit solch eigentümlichen erregten Augen? Sie war sich keiner Veranlassung bewusst, wie sie sich auch besinnen mochte. Es war ja nichts geschehen – nichts, als das Zuhören der Musik.

Er konnte ja jeden Augenblick zur Tür hereinkommen. Dann würde man schon sehen. Vielleicht alles nur Einbildung. Sie hatte doch manchmal solch törichte Art, sich zu ängstigen.

Wenn er nur erst wieder da wäre ...

Dorothea sah abwesend ihren kleinen, hastigen Bewegungen zu; wie aus einer sehr ruhigen, weit offenen Ferne. Nach einer stummen Weile verabschiedeten sich die beiden Frauen.

Als Dorothea in ihr Zimmer trat, kam ihr vom Fenster her ein breiter Lichtstrahl entgegen. Sie blieb noch lange stehen, im feierlichen Glanz dieser hellen Herbstnacht, die sich vor ihr ausbreitete und selbst das Unscheinbarste aus seiner Verborgenheit herausholte. Jedes Zweiglein am Birnbaum war zu erkennen. Es fehlte nicht viel und Dorothea hätte der Verlockung nachgegeben; da sie in der Kargheit der Stadt lange schon solch voll ausschweifender Nacht entbehren musste. Aber sie war erschöpft und hatte sich dazu erzogen, ihrer Kunst zuliebe das Vorsichtige zu tun.

So legte sie sich nieder; um auch bald das Ausruhen zu genießen, das der Freude am Gelingen folgt, sofern diese Freude nicht durch Sorge um den Erfolg unruhig und beengend wird.

Nicht, als wäre Dorothea frei gewesen vom Genuss des Erfolges. Namentlich, wenn nach einem Konzert wahrhaft Urteilsfähige mit ernstbewegtem Ausdruck auf sie zukamen, um ihr zu danken, empfand sie Glück und Bestätigung. Einige solcher Begegnungen waren unvergesslich geblieben.

Jetzt aber war alles, was mit dem Konzertsaal zusammenhing, vor ihr versunken. Was sie heute empfand, war etwas viel Beglückenderes als der größte Erfolg. Sie hatte absichtslos aus ihrem Innern verspendet; und es wurde genommen von einer darbenden Menschenseele.

Beschämt gestand sie sich ein, dass sie diesem verkümmerten Wesen bisher ohne Sympathie begegnet war. Nie hätte sie solch ein Nehmen, wie es das Aufleuchten ihrer Augen verriet, für möglich gehalten. Nun durfte sie, Dorothea, Bitternis – wohl seit Jugend erfahrene – von ihr nehmen und ihr etwas schenken aus ihrem eigenen Bereich, wo tiefer Ernst sich mit schwebendem Entzücken paart.

Die Tage in diesem Haus sollten nur noch *ein* Ziel haben: dieses kaum erweckte Lebensgefühl zu erweitern, zu stärken.

Dorothea ließ mit dem hereingleitenden Mondlicht alles an sich vorüberziehen, was sie hilfreich darbieten könnte und griff in die Fülle ihrer Schätze.

Diesen Gedanken nahm sie mit hinüber in den Schlaf. Mitternacht verkündete sich ungehört.

Es war kein Uhrenschlag, auch kein erschreckender Traum, der Dorothea ins Wachsein rief. Sondern ein schnell wiederholtes Klopfen an ihrer Tür. Die Schwägerin rief leise ihren Namen.

Ehe Dorothea noch recht zu sich kam, ging sie und öffnete.

»Dorothea – er ist noch nicht zurück!«

Sie zog die Schwägerin in ihr Zimmer herein, setzte sich neben sie auf den Bettrand und hörte den Befürchtungen zu – der übertriebenen Angst.

»Warum bist du denn so beunruhigt – er wird sich in der Zeit geirrt haben. Die Nacht ist so hell, dass sie einem wohl schneller vergeht als andere Nächte.« Aber solch ein Trost verfiel nicht.

»Dorothea, wenn ich nur wüsste, was ich getan habe. Er sah so erregt zu mir herüber. Ich besinne mich und besinne mich, was es sein könnte. Beim Abendbrot war es noch nicht. Und dann fingst du doch gleich an zu singen.«

Das also war die übertriebene Angst. Dorothea dachte nach. »Ich wüsste nicht, dass du etwas gesagt hättest. So viel ich mich erinnere, fragtest du ihn, ob er mich zum Gesang begleite. Das war alles.«

Auch der Schwägerin fiel nichts anderes ein.

Da begriff Dorothea die Qual, mit der solch eine Frau glaubt, über der Liebe ihres Mannes wachen zu müssen.

»Wenn du dir keiner Kränkung bewusst bist, kannst du doch ganz ruhig sein. Ist es denn seine Art, aus Ärger fortzugehen?«

Nein, das hatte er noch nie getan.

Dorothea blickte zu dem offenen Fenster hinüber, hinter dem die helle Nacht noch mit der gleichen Verlockung stand und hörte neben sich die ängstlichen Vermutungen, die der anderen diese Schönheit verhüllten. Der Schwägerin und sich selbst zu Gefallen schlug sie vor, sie wolle sich anziehen und hinausgehen über die Wiesen und ein Stück in den Wald hinein, um ihn zu suchen. Sie kannte doch ihren Bruder.

Jetzt blickte auch die Frau zum Fenster hin. Eine unbekannte Trauer stieg in ihr auf: Diese helle Nacht, die

Musik – alles hatte sich vor ihr aufgetan, was die Menschen auf eine bisher unverständliche Weise zu verbinden schien. Nur sie stand draußen. Zum ersten Mal fragte es in ihr: Warum?

Dorothea folgte mehr dem Verlangen nach dieser Herbstnacht als irgendwelcher Besorgnis. Sie ging auch nicht eigentlich, um den Bruder zu suchen. Ehe sie zurückkehrte, würde sich schon alles auf eine einfache Art geklärt haben. Doch besser hier durch die Stille zu gehen, als in die Unruhe dieses peinlichen Wartens einbezogen zu sein.

Sie ging durch den Hof, durch den Garten und trank mit ihrem Atem die Wonne der Nacht in sich ein. Auf den Rabatten standen Asters und Georginen zwischen geknickten Malvenstöcken. Verspäteter Phlox hielt sich noch aufrecht mit einzelnen, weitauseinanderstehenden Blüten.

Das kleine Gartentor führte auf ein freies Stück Feld hinaus. Längs des Weges warfen die Bäume ihren gewaltigen Schatten. Dahinter lag alles im einigen Mondlicht beschlossen.

Eine Eule flog vom Scheunendach ab. Für einen Augenblick schien sie mit ihren ausgebreiteten Schwingen die Nacht zu beschatten – die helle Nacht.

Dorothea stand und schaute. Gedanken kamen, die vom Flug eines Nachtvogels mitgenommen wurden; zarte Kühlung streichelte ihre Wange.

Sie hatte nun das kleine Gehölz erreicht. Vertrocknetes Heidekraut knisterte unter den Schritten. Der Weg war zugewachsen. Doch konnte man ihn nicht verfehlen; denn nach kurzer Strecke kam wieder eine Lichtung auf die Wiese hinaus.

Dorothea fiel ein, wie sie früher einmal an spätem Novembernachmittag hier gegangen war und plötzlich aufschrie. Ein Reh, ebenso erschrocken wie sie selbst, war

dicht neben ihr aufgesprungen. Sie hatten sich beide zu tief in die Stille vorgewagt.

Nun ließ sie wieder ein Stück Waldes zurück. Sie überlegte, ob sie wohl umkehren sollte. Aber da lag vor ihr grauschimmernd die tauige Wiese und funkelte bis in den Wald hinein.

Da! Sie fuhr zusammen. Die Angst packte sie im Genick. Drüben am Ende einiger querliegender Fichtenstämme hob sich eine gebogene Rückenlinie vom Gezweige ab und ein Kopf, schwerfällig in eine Hand gestützt. Das Mondlicht zeigte den Umriss so ausdrucksvoll, dass nichts verlorenging; nicht die Schwere des Verweilens und nicht die kleine, zaghafte Stelle am Übergang des Halses.

Es war wie damals beim Reh – nichts als das Durchreißen der Stille, was Dorothea erschreckte. Denn kaum dass sie die Gestalt erblickte, wusste sie auch, dass es der Bruder war.

Er musste ihr Kommen gehört haben. Aber er rührte sich nicht. Einen Augenblick war sie entschlossen umzukehren. Sie blieb stehen. Es war schwer, das Richtige zu tun. Endlich ging sie doch langsam näher. Und als sie dicht bei ihm war, nannte sie leise seinen Namen.

Er lachte ein paarmal abwesend auf. Dann sprach er einige verlegene Sätze.

»Ist auch wahr – kindisch – fortzulaufen – hahaha, wenn man *doch* wieder eingefangen wird.«

Dorothea verstand nichts; denn sie wusste nicht, was vorgegangen war. Aber sie ahnte, dass sich hier ein Zusammenhang unendlich vieler Geschehnisse ballte. Und dieses abwesende Lachen und der verlegen abgerissene Satz machten, dass sie mitten hineingriff.

»Nein – nein! Sei ganz ruhig! Niemand fängt dich ein!« Sie setzte sich neben ihn und legte ihre Hand beschwichtigend auf seinen Arm. »Höre – laufe fort. Laufe bis in die Wüste ...«

In der großen, hellen Nacht verlieren solche Sätze das Voreilige, Verstiegene. Denn das Wichtige bricht heraus. Wie toll und unbändig es auch sein mag.

Wieder kam solch ein Lachen. Dann brach es plötzlich ab. Und die Stimme wurde eng und tonlos.

»Es nützt nichts. Nützt ja doch nichts. Auch nicht die Wüste. Was sollte ich da? Ich bin ja doch kein anderer.« Dann schob er wieder eine lange, undurchdringliche Dumpfheit zwischen sie.

Dorothea saß in einiger Entfernung neben ihm auf dem Baumstamm. Die Nacht hatte ihre tiefste Stille erreicht. Man musste den Atem anhalten und auch die Gedanken; damit sie nicht vernehmbar würden. Dann aber stürzten sie wieder heran, von ganz hinten und überholten die vorderen. Ein kleiner, bisher unscheinbarer Punkt vergrößerte sich jäh.

Das war der Anfang.

Sie sah im Geist den Bruder in solch einer Nacht neben seiner Frau einherwandeln. Da könnte es wohl geschehen, wenn da draußen auf den leeren Wiesen der Mond über sein zurückhaltendes Licht hinausbrach, dass der stille, ernste Mann neben seiner Frau, die ihn liebte, anfing, von merkwürdigen Dingen zu reden. Ihr war so etwas fremd. Es kam ihr überschwänglich vor. Sie musste an ihre Bekannten denken – wenn die so etwas hörten! Er aber redete weiter. Und als er in ihrem Gesicht eine Antwort suchte, traf ihn gewiss der gleiche Blick, wie er heute Nachmittag ihr, Dorothea, gegolten hatte, als sie im Wohnzimmer auf dem Sofa saß, und die Schwägerin ihre Bewegungen männlich fand. Solch ein Blick ließ den Mann verstummen. Und bei der Frau bleibt das kleine, ableitende Lächeln.

Dorothea war ja nie bei so etwas zugegen gewesen. Wenn man aber *einen* solchen Blick, oder *ein* solches Lächeln gesehen hat, dann weiß man ...

Die Schatten der hohen Baumkronen gingen langsam, lautlos über die beiden Gestalten hin.

»Man muss doch solch eine Nacht endlich wieder einmal spüren«, sagte die tonlose Stimme neben ihr, »man weiß ja gar nicht mehr, wie solch eine Nacht ist.«

Immer kam von Zeit zu Zeit einer dieser Sätze, auf die es keine Antwort gab.

Aber Dorotheas Gedanken waren noch beim Anfang.

Früher am Sonntag ging er ans Klavier, um einige Akkorde zu finden für eine Lieblingsmelodie.

Es ist wahr, er hatte es nicht weit gebracht in der Musik. Dazu fehlte ihm die Zeit. Aber wenn er mit seiner guten Stimme sang, war es doch jedesmal die kurze Einkehr in einer fernen Heimat. Oder wenn er die Noten aufschlug und eine Stelle wieder und wieder spielte, da dehnte sich seine Brust aus einem Glück heraus, das in dem fleißigen Alltag keinen Raum hatte ...

Ob er selbst wusste, wie das alles so ganz langsam und kaum merklich anders geworden war? Nein, das wusste er nicht. Sonst hätte ja Dorothea mit ihm darüber sprechen können. Aber das konnte sie nicht. Konnte ja nicht einmal etwas sagen auf diese abgerissenen Sätze, die sich so schwer aus seiner Dumpfheit herauspressten. Nur neben ihm auf dem Baumstamm sitzen, das konnte sie. Und es erleichterte ihn ja doch, diese Sätze herauszupressen.

»Es wird kühl«, sagte er endlich und stand auf, »wir wollen nach Haus gehen.«

Er sagte es wie jemand, der fertig geworden war mit dem, was er sich vorgenommen. Dorothea blieb neben ihm; still und doch gegenwärtig, wie sie zuvor neben ihm auf dem Baumstamm gesessen hatte.

Sie gingen den gleichen Weg zurück: durch den Wald, über ein Stückchen Wiese und wieder durch den Wald.

»Eine schöne Nacht«, sagte er, als wäre nun alles gut.

Dorothea hörte diese Aufforderung, etwas zu sagen. Da sie aber ihre Gedanken nicht einfach stehen lassen konnte, so redete sie laut weiter, wo sie gerade mit ihnen angekommen war.

»Erinnerst du dich an den blassen Lehrerssohn in der Stadt?«

Der Bruder war es zufrieden, dass sie von einem blassen Lehrerssohn sprach.

»Gewiss erinnere ich mich an ihn. Man begegnet ihm ja öfter.«

»Weißt Du noch, damals suchte er eine Stelle und dann bekam er sie in dem großen Büro.«

Da wäre er auch heute noch, sagte der Bruder.

Dann blieb es wieder still. Und jeder dachte auf seine Weise an den blassen Lehrerssohn.

Damals, als er die Stelle bekam, fragte ihn Dorothea, ob er zufrieden sei. Und er antwortete einfach und traurig:

»Wenn nur nicht alles so unwichtig wäre, was ich tun muss.«

Das war in sie hineingefahren. Und sie sprach mit ihm darüber: »Wenn man nur *weiß*, dass es unwichtig ist; dann schadet es einem nicht.«

Aber es ist schwer, etwas gut und gewissenhaft zu machen, wenn man weiß, dass es unwichtig ist!

Der blasse Lehrerssohn hatte es nach einiger Zeit vergessen. Es dauerte nicht lange, da kam ihm sogar alles sehr wichtig vor, was er tat. Und seither ging es leichter. Er kam gut voran.

Wenn es ihm nun aber plötzlich wieder einfallen sollte, wie unwichtig das alles ist? Vielleicht wäre dann alles gut. Aber vielleicht – sie gingen gerade an der Gartenpforte vorüber auf den Hof zu. Aus dem Wohnzimmer kam ein schmaler Lichtschein – vielleicht wäre es auch kaum zu ertragen.

Ställe und Hühnerhof ließen ihre ersten morgendlichen Klänge vernehmen.

Der Bruder schloss die Tür auf, nahm ein Gewehr vom Haken und ließ den Riemen über die Schulter gleiten.
»Sage meiner Frau, ich sei auf Jagd gegangen – hörst du – und nichts mehr von all dem Unsinn!«
Er gab ihr kurz und kräftig die Hand und ließ sie allein. Dorothea konnte nicht mehr schlafen. Das Mondlicht war aus ihrem Zimmer verdrängt durch den langsam aufschwelenden Morgen. Sie lag mit weitgeöffneten Augen.
Was war eigentlich geschehen? Vergeblich suchte sie die Umriss zu fassen.
War *sie* nicht der Anlass gewesen? Wusste sie nicht, dass es *ihr* Singen war, das diese kurzen unheimlichen Ausbrüche ihres Bruders hervorgerufen? Sie hatte in seinem Innern etwas aufgewühlt, was er mühsam zum Schweigen gebracht. Und hatte sich doch nur vor die anderen hingestellt als die, die sie war; hatte ihren Reichtum vor ihnen ausgebreitet. Durfte sie das nicht?
Dem Bruder gehörte ja doch ein Anteil an der Welt, aus der ihre Lieder kamen. Um diesen Anteil ging es. Noch vor wenigen Stunden hatte sich Dorothea so stark gefühlt. Helfend, spendend.
Jetzt, da es um ihren Bruder ging, war sie ratlos.
Und wieder fiel ihr der junge Lehrerssohn ein. Wenn er wirklich erkennen sollte, dass sein Tun so unwichtig ist? Was dann? Wie soll er das Wichtige bekommen?
Vielleicht ist alles, was er erreicht, nichts als eine unendliche Traurigkeit.
Oder bringt uns der Schmerz um das Entbehrte schließlich doch dem Entbehrten nahe? Bis es – auf eine ganz andere Weise – schließlich unser Eigentum wird. Nur auf eine ganz andere Weise. So will es das Leben.
Am nächsten Morgen sah Dorothea den Bruder um die gewohnte Zeit auf dem Hof. Wie an jedem anderen Tag wies er die Leute an und griff zu bei der Arbeit. Aber sein Gesicht war verändert.

Als sie der Schwägerin begegnete, merkte sie, dass sie verweinte Augen hatte. Die hob sie unter den schweren Lidern zu ihr auf und stammelte: »Ich danke dir.« Der Klang ihrer Stimme war verändert.

Dorothea wusste, dass der Dank nicht ihr galt, sondern dieser Nacht mit ihrem verwandelnden Licht.

Der Bruder musste den veränderten Klang in der Stimme seiner Frau bemerkt haben. Er antwortete mit verhaltener Wärme.

Ein einiger, guter Wille, dachte Dorothea.

Sie sah sich erstaunt in dem Raum um, der sie noch gestern so fremd angemutet hatte. Auch er schien verändert.

Was ist geschehen?

Es war die helle Nacht, meinte sie.

Es war Dorothea, meinten die anderen.

Auszug aus »Die kleine und die große Liebe«

Woher sollte Anna Helhusen von der Liebe wissen, wenn ihre eigne Mutter sie vergessen hatte?

Vetter Erli war zu klein und wußte selbst nichts davon. Er hatte auch immer eine ganz leise Ehrfurcht vor Anna, obgleich er in der Rechenstunde bei Herrn Kandidat Busse viel schneller war und obgleich er sie mit einem Griff in den Teich werfen konnte (das tat er natürlich nie; er zeigte nur manchmal, daß er es konnte; wenn Anna dann dabei aus Versehen in den Schlamm rutschte, war es nicht seine Schuld).

Herr Kandidat Busse ging abends oft in den Ellernbusch und sang von der Liebe, das Lied mit dem unvergleichlich rührenden, stets wiederkehrenden Schlußvers: »Möchtest du nur glücklich sein, glücklich hier auf Erden.« Oder sein Waldhorn klang über die Heide: »Behüt dich Gott, es wär so schon gewesen.«

Aber dann schlief Anna schon; und morgens in der Schultube, wenn er den beiden gegenüber saß, mit dem allwissenden Lächeln, versank alles im Eifer seiner gottesfürchtigen Stimme, ob er nun eine biblische Geschichte erzählte oder ob er unheilvolle Zahlen erfand, die bei Anna doch nie zusammenpaßten.

Als Anna ganz klein war, hatte sie ein Kindermädchen: Karoline Grundmann. Die wußte von der Liebe. Ihr Vater war ein großer Bauer mit einem reichen Hof; was ging den Karolines Liebe an? »Niemolen«, hatte er gesagt, als der sanfte Dorflehrer aus Ebelinghausen vor ihm stand und fragte, wann er wiederkommen dürfe; und er reckte sich dabei, daß seine allmächtige Gestalt bis unter die Decke reichte, denn er war Grundmann, Cäsken Grundmann. Da verbarg Karoline ihre Liebe hinter einer großen, dumpfen Traurigkeit und wurde Kindermädchen bei der kleinen Anna.

Frau Sophie überließ ihr das Kind beruhigt, denn sie hatte ein feines stilles Benehmen; und Anna fühlte sich wohl bei ihr.

Später, als Anna älter wurde, besuchte sie manchmal Karoline in dem schwarz-weißen Fachwerkhof, auf den sie damals heiraten mußte, obgleich Nordkämper, ihr Mann, trank und den Hof hatte verlottern lassen.

Und bei Karoline gab es Pickert mit Bickbeeren. Deshalb erinnerte Erli so oft daran, daß sie zu Karoline wollten.

Erli kam jeden Morgen mit Herrn Kandidat Busse von Haus Brocke zu den gemeinsamen Schulstunden herübergefahren. Seine Mutter, Frau Steinbeck, hatte es so gewünscht. Sie war die Schwester von Hauptmann Helhusen, und seit ihr Mann starb, mußte der Bruder bei Erlis Erziehung helfen, denn sie war leidend und verbrachte die Tage auf dem Diwan, betreut von Fräulein Rabe, der Gesellschafterin aus den Ostseeprovinzen.

Oft blieb Herr Busse auch den Nachmittag. Das liebte Anna nicht, denn dann mußten sie und Erli mit Herrn Busse spazierengehen, auf richtigen Wegen durch die Wiesen und im Wald. Herr Busse wußte ja gar nicht, daß es große Berge im Wald gab, wenn man nur vom Wege abging, und Flüsse und Seen, wie in der weiten Welt, von der sie lernen mußten. Aber Herr Busse paßte immer auf, daß sie keine nassen Füße kriegten.

Mit Erli spielte sie gern: im Kartoffelkeller, wo es allein zu dunkel war, und auf dem Floß, das Tischler Brömmelmeier aus zwei Tonnen für sie zusammengeschlagen hatte; darauf machten sie weite Reisen um den ganzen Teich. Am schönsten war es unter der großen Steinbrücke. Oder sie kletterten im Hof auf einen Leiterwagen und fuhren mit ins Feld und freuten sich, wenn es vom Wege herunterging, daß ihre Backen tüchtig von der Erschütterung wackelten.

Aber Erli hatte meistens Wichtigeres zu tun. Er mußte Frittkn Knollmann im Schweinestall helfen. Da stampfte er

die Rüben und zerrührte die heißen Kartoffeln. Er hatte auch ein kleines Buch, in das trug er genau seine Arbeitszeit ein: ein Achteltag, ein Zehnteltag, und Sonnabend mußte er bis zum Abend bleiben, damit er um sieben mit allen Arödern zusammen aufs Kontor gehen konnte und von Onkel Helhusen seinen Lohn holen.

Zu Hause war man nicht so begeistert für diese Tätigkeit. Fräulein Rabe, die Gesellschafterin aus den Ostseeprovinzen, empfing ihn stets mit einem wehmütigen Zug um die Nase: »Mir schee'int, du warst wieder im Schwee'install!«

Meistens spielte Anna allein. Immer wieder im Bach in der Fohlenweide. Sie baute aus den Steinen Wege, daß man durchgehen konnte, oder sie dämmte das Wasser ab, oder sie setzte sich auf den großen Klumpen in der Höhle, wo das Wasser unter dem Wege durch floß, und sah dem Bach zu, wie er ganz langsam und vorsichtig aus der Wiese ankam und leise mit den großen Blättern am Ufer redete.

Sie nahm Erli nie mit an den Bach; Erli hätte das langweilig gefunden oder Molche gesucht und das Wasser trübe gemacht. Es durfte auch niemand wissen, daß sie noch die ganzen Nachmittage mit dem Bach spielte, als sie schon ein großes Mädchen war.

Aber nirgends fühlte sie sich so geborgen wie zwischen den hohen lehmigen Ufern. Der Bach und sie kannten sich genau; sie hätten sich an der Hand nehmen können und verträumt durch die Wiesen wandern, fern, zwischen den heidigen Hügeln hindurch, hinter denen die weite Welt lag.

Der Bach war so beglückend, weil niemand von ihm wußte außer Anna. Alles, wovon die andern wußten, enttäuschte auf einmal durch irgendetwas Unverständliches, worüber man weinen mußte. So war es zum Beispiel mit den Puppen. Wie viele herrliche Puppen hatte sie nicht in ihrer Kinderstube auf kleinen Stühlen sitzen.

Aber sie mochte sie nicht. Denn da war der Puppenkoffer das Unverständliche, Feindliche: er war immer unordentlich. Nicht, daß Anna das gestört hätte, nein; aber sie bekam Schelte deswegen und mußte ihn wieder aufräumen; und wenn sie dann was herausholte, war er eben wieder unordentlich; und sie bekam wieder Schelte. Dann geschah es, daß sie lange, lange vor diesem Koffer am Boden sitzenblieb und weinte; ganz leise. Der kleine Körper hob sich bei jedem Schluchzen, und in den Augen standen die großen Tränen still, bevor sie langsam herunterrollten. Wenn Karoline früher dieses Weinen sah, schüttelte sie jedesmal den Kopf, das wäre doch nicht zu begreifen, daß ein Kind wegen so einem bißchen so weinen täte. Aber es war auch gar nicht wegen dem bißchen; weshalb eigentlich, das wußte niemand, auch nicht die kleine Anna.

Es gab soviel Unerforschliches, wovon man nicht wissen konnte, warum es so war. Warum doch zum Beispiel, wenn Besuch kam, alle anders waren als sonst, anders aussahen und anders sprachen. »Das muß so sein«, dachte Anna und versuchte möglichst schnell wie der zu entschlüpfen, nachdem das Guten-Tag-Sagen in der reinen Schürze überstanden war.

Wenn Doktors und Amtmanns aus der Stadt kamen, brachten sie Käthe und Milchen mit, die so alt waren wie Anna und ihre Freundinnen hießen.

Anna träumte oft wochenlang vorher von ihrem Kommen. Bei allem besondern, das sie fand, dachte sie, daß sie es ihnen zeigen würde; eine Rötttekuhle ganz tief in der Heide, eine Wippe in der Scheune, oder so viel Schlüsselblumen auf einer Wiese, daß man nicht wußte, ob man jubelte oder weinte – weil dort der Frühling wohnte.

Aber wenn Käthe und Milchen dann kamen, zeigte sie es nicht. Weil es wohl doch nicht schön genug für sie war. Denn Käthe und Milchen schienen ihr so fein und so

klug. Schon allein der Glanz ihres blonden Haares verwirrte Anna.

Sie stand bewundernd neben ihnen und staunte sie an, mit dem schmerzlichen Bewußtsein, daß sie nie so fein und so klug und so schön werden könnte wie Käthe und Milchen. Sie hatten schon geradeso ein elegantes Benehmen wie ihre älteren Schwestern; sie hielten den Kopf etwas schief, wenn sie über Wichtiges sprachen, oder sie verschwiegen die Hauptsache mit einem halben Augenschließen.

Was wußten sie nicht alles! Wenn sie nur von der Tanzstunde redeten und plötzlich in einem spitzen Lächeln stille schwiegen!

Anna hatte auch einmal Tanzstunde gehabt, aber sie mußte es wohl nicht richtig gemacht haben. Der Saal mit den Papiergirlanden, die Musik und die vielen hellblauen und rosa Schärpen der Mädchen, das alles hatte sie so berauscht, daß sie nur mühsam Herrn Tessaros Bewegungen folgte. Um die Jungens konnte sie sich nicht auch noch kümmern; und das hätte sie wohl tun müssen; dann stünde sie jetzt nicht so ungemütlich dabei, wenn Käthe und Milchen zusammen redeten und stille schwiegen und ihr so deutlich zeigten, daß sie eigentlich viel zu dumm war, ihre Freundin zu sein.

Vielleicht kam es auch von dem blauen Kleid mit den weißen Litzen, wie es Frau Schoßmeier immer für sie nähte. Käthe und Milchen hatten richtige Stehkragen mit krauser Spitze drin.

Und Käthe und Milchen kamen eigentlich nur, weil sie draußen in der Weide auf Annas Pferd sitzen durften, wenn Kutscher Heinrich Zeit hatte, es am Zügel zu führen. Denn dies war das einzige, was Anna ihnen voraus hatte, daß sie reiten konnte und ihren Vater manchmal begleiten durfte, wenn er über die Felder ritt.

Es gab Tätigkeiten, die ein dumpfes Vorgefühl von Strafe in sich bargen. Deshalb aber konnte man sie nicht

unterlassen. Alles, was auf dem Hofe Übles geschah, unterstand der väterlichen Strenge und hatte einen roten Kopf bei Erli zufolge, weil der Hauptträger ihn traf, während Anna nur bis zu einem ergriffenen Gesicht beteiligt wurde. Im Hause war es umgekehrt; die Mutter redete hauptsächlich auf Anna ein, wenn es sich um ein Doppelvergehen handelte.

Das wäre denn gerecht verteilt gewesen; dennoch hatte Anna schwerer zu leiden unter der gemeinsamen Sündenlast. Bei Erli waren nur die roten Flecke nachhaltig in seinem hellen Gesicht; sonst genügte das unbotmäßige Zuschlagen einer Tür und draußen das Pfeifen einer leichtfertigen Melodie, um ihn wieder ins Gleichgewicht zu schnellen. Freilich, beim Onkel wagte er es nicht; aber Herrn Busse brachte er damit zur Verzweiflung. Der ließ ihn dann jedesmal zurückkommen; doch bis dahin hatte Erli längst wieder den liebenswürdigsten Ausdruck in den blauen Augen und erklärte mit einer unwiderstehlich süßen Stimme sein Bedauern über die zu laute Tür.

Anna dagegen hielt den dunklen Kopf gesenkt und schluchzte noch lange, lange in sich hinein, wenn es auch gar nicht sehr schlimm gewesen war.

So verliefen die Strafen, die man als unabwendliche Folge schon vorausgesehen hatte. Aber es gab auch welche, die plötzlich kamen, die einen sogar bei gutem Gewissen ereilen konnten, deren Notwendigkeit nicht zu ergründen war. Diese Strafen hatten bei allem Schrecken noch etwas Geheimnisvolles; die Betroffenen wußten nicht, daß sie eigentlich von jenem Urgroßvater mit der blutigen Weste herrührten, denn der hatte ja den Jähzorn vererbt, der alle paar Monate bei Hauptmann Helhusen ausbrach und ganz wahllos traf, wem er begegnete.

Eines Nachmittags, als Anna etwa dreizehn und Erli elf Jahre alt war, ärgerte ihn ein kleiner blauer Wagen der

Kinder, den sie vor dem Haferhause hatten stehen lassen. Er schickte Frittken Knollmann nach ihnen; aber der konnte sie nicht finden. Wie oft waren sie nachmittags unterwegs, und niemand fragte danach. Jetzt schickte der Frittken in das Feld, wo die Stiegen standen, und in den Wald – er solle sie suchen. Der blaue Wagen hatte ihn an einen Augenblick in seiner frühen Knabenzeit erinnert, da er zum erstenmal den Mann in sich fühlte. Es war ein häßlicher Augenblick, von dem er nie zu jemand mit einem Wort gesprochen hätte, selbst nicht bei der letzten Beichte.

Das lange Warten reizte seinen Zorn immer stärker. Er malte sich das Schlimmste aus, das geschehen könnte. Frau Sophie versuchte ihn zu beruhigen, aber er schritt wie besinnungslos im Flur auf und nieder und stieß zur Seite, wen er nahe bekam, und stach nach ihm mit seinen unbeherrschten Augen.

Nach langem Warten kamen Anna und Erli Hand in Hand ganz langsam über den Hof. Schlimmeres hätte nicht geschehen können, als daß sie Hand in Hand gingen. Der Hauptmann riß das Fenster auf; was das heißen sollte! Sie hätten augenblicklich zu kommen! Und nun herrschte er sie an mit seiner allerfurchtbarsten Stimme: »Wo seid ihr gewesen! Und was habt ihr getan!«

Anna und Erli weinten und konnten nicht antworten. Da schrie er sie noch heftiger an: »Ich werde euch verbieten, zusammen zu gehen!« Da trat die Mutter dazwischen und faßte ihn am Arm: »Ich erlaube dir nicht, daß du die Kinder quälst, wie du mich gequält hast!«

Da wurde er wohl an die Geschichte vom kleinen Bruder erinnert, denn sein Zorn versank plötzlich in einem hilflosen Schweigen. Er ging hinaus, weil er nun weinen mußte.

Als Anna und Erli wieder sprechen konnten, kam heraus, daß sie Karoline besucht hatten.

Gewiß war es eine Sünde, so viel Pickert und Bickbeeren zu essen, daß man Leibweh kriegte; aber daß man solche Schelte dafür bekam, das war zu arg! Woher wußte Vater es überhaupt?

Es blieb eine unverständene Geschichte, und Anna wagte lange nicht mehr, sich mit Erli sehen zu lassen. Damit Vater nicht wieder meinte, sie hätten zuviel Pickert gegessen.

Aus »Blumen«

Mohn

Du starker liebender Tag,
Der meinen Knospenschlaf durchriß,
An deinem Herzen ward mir das Leben.
Ich hab mich dir geöffnet ohne Scheu,
Brennend für dich als ein Jubel,
Und ich verbarg dir nicht

Den dunklen Flammenkern.
Wo bist du hingegangen?
Fern zwischen fremden Nächten – wohin?
Und nahmst mich nicht mit dir.
Ein andrer Tag geht mir vorüber.
Ich aber glühe noch von dir –
Ein schmerzlich weißes Glühen.
An deinem Herzen ward mir das Leben.

Gras

Nur dies, Geliebter: unter deinem Schritt
Das Sanfte sein, das deine Wege mildert,
Und vor dir der beruhigte Anblick weit hinaus.
So zart im ungestörten Morgenfunkel,
Der fernen Sonne schwesterlich vertraut,
So stark im Gang der Winde, tief gebeugt
Und wieder aufgerichtet, neu und blank.
Und immer stark im Dasein und Bestehn.
Ermutigend.
So bleibt mein Los vor dir –
Und dieses kleine Wohltun meine Lust.

Winde

Sonne, unter deinen Blicken
Schweb ich zwischen Erd und Himmel,
Leicht so leicht, und trage Lüfte
In dem aufgebognen Kelch.
Von des Tages früher Regung
Bis zur sanften Abendkühle
Reicht mein unermüdlich Schauen,
Reicht mein überschwenglich Dasein,
Und der Fülle ist kein Ende.

Sonne, denn so lieb ich dich,
Daß ich alles von dir nehme!
Sonne, wenn du von mir gehst,
Wird mein Reichtum mir zu Schwere,
Wird mein Schauen mir zu Qual.
Unbeachtet ist das Dunkel
Schütt ich zitternd meine Welten,
Luftkristall und Himmelsbläue.
Und in engem Sein beschlossen
Lehn ich sterbend an der Nacht.

Aus »Sonette«

Ich seh dich fern am Ufer gegenüber
In greller sonnenloser Einsamkeit;
Und langsam fließt die ungestillte Zeit
Nun zwischen uns, ein schwerer Strom, vorüber.

Vom nahen Berge kommen frische Quellen
Und drängen seine Ufer mählich weiter
Und weiter voneinander, daß er breiter
Zum Meere schiebt die träg gewordenen Wellen.

Wie lange wirst du noch zum Ufer gehn
Und horchen, ob die Wasser von mir klingen?
Kannst meine Stimme doch nicht mehr verstehn,

Weil sie die breiten Wogen laut verschlingen.
Fragen, die unruhvoll hinüberwehn,
Störend nicht mehr in deine Stille dringen.

Du rufst nach mir im frühesten Morgenlicht

Ich komme. Wenn ich dir noch etwas brächte,
Das ich dir lassen kann! Die schönste Flechte
Vom Haar – den wärmsten Blick. Du willst es nicht?

Du wehrst und seufzt, wie man zu Schatten spricht,
Als wolltest du, daß ich dir lassen möchte;
Ich bin erschrocken – traf ich nicht das Rechte?
Lieber wenn ich auch geh – du läßt mich nicht.

Ich aber greife mit entschlossner Hand
In die Erinnerung und hole dir
Mein Dunkelstes, das mich vor dir verbannt.

Da schrickst du auf an deiner Lieb zu mir,
Und hältst sie hoch – dein ewig eigen Pfand.
Ich schleiche in den Morgen – schwer von dir.

Aus »Sonnenuhr«

Ballnacht

Noch windet sich im Walzertakt mein Traum
In weichem Rhythmus um die Lagerstätte,
Was wiegst du mich noch durch den dunklen Raum?
Als ob ich nicht genug des Tanzens hätte!
Ich löse mich aus deiner Arme Zwang
Und finde zitternd in die weichen Kissen.
– Allein im Dunkel – weh, nun wird mir bang,
Ich ließ dich los und kann dich doch nicht missen.

Sommermorgen

Der Park erwacht. Aus Sommer-Mondes-Träumen
Erwacht er, fieberfeucht. Die Pappeln schauen
Mit starren Blicken auf den Weiher nieder.
Versonnen wie geliebte junge Frauen
Die schlanken Buchen. Und die Weiden säumen,
Zu plustern ihr hell-silbrig, schlaff Gefieder.
– Schwül lastet graue Morgendämmerstunde.

Nur eine blickt schon munter in die Runde:
Die alte Lärche. Die muß gleich berichten
Von ungeheuer ernsten Traumgesichten;
Sie wiegt den Kopf in wachsendem Entrüsten
Und spreizt die Arme: wenn die andern wüßten!
– Die hören nicht, weil sie sich tief verstecken
In traumbetauten, nebelduftigen Decken.

Aus »Hinter den Kulissen eines Lebens«

Meine Erinnerungen

Das Haus, darin ich 1884 geboren wurde, steht nicht mehr. Es war der Seitenflügel des alten Böckeler Gutshauses, durch dessen behagliches rundes Einfahrtstor man in den letzten Hof gelangt, nachdem man schon von der Steinbrücke des Hausgrabens her durch ein fast gleiches Tor kam. Dann geht es nochmal über eine Steinbrücke, unter der aber schon lange kein Wasser mehr fließt. In gleicher Entfernung vom letzten Tor stehen zwei schieferbehelmte Türme. Sämtliche Bauten des Gehöftes sind um 1680 erbaut; eine arme Zeit, gleich nach dem dreißigjährigen Krieg, in der die ausgehende Renaissance nicht in üppigen Verzierungen schwelgen konnte, sondern den einfachsten Anordnungen und Linien sich fügen mußte.

Wenn man eine so schöne Heimat hat, brauchte man eigentlich nur zu versuchen, sie zu schildern; und es mußte sich aus ihr von selbst die Kindheit ergeben. Aber vielleicht genügte auch umgekehrt, ein wenig von der Kindheit zu erzählen, und es könnte aus ihr etwas mit herauskommen vom Erdgeruch des niederen Landes und vom Wesen der langsamen Bäche mit den spärlichen Blumen, die aus der Wiese bis zu ihrem Uferrand vordringen.

»Wir liegen leider etwas zu tief«, hörte ich die Eltern sagen, wenn die großen Bäume gelegentlich von Gästen bestaunt wurden. »Das Klima bekommt den Bäumen gut, aber für die Menschen ist es zu feucht. Man hat eben früher die Gutshöfe hierzulande immer an die tiefste Stelle gebaut, damit das Wasser sie vor dem Feind schütze – Sie sehen ja in den Türmen und Hausmauern

die Schießscharten. Wir dachten schon daran, den Hausgraben zuzuschütten.« Bei diesem Satz würgte mich die Angst – aber es ging dann weiter: »Wir hatten schon einen Sachverständigen hier; er sagte, das würde nichts nützen; der Nebel aus den Wiesen würde dann eher noch dichter ans Haus herankommen.« (Der *gute* Nebel! Ohne ihn wär's um mich geschehen.)

Von einer »glücklichen Kindheit« zu reden, wäre diesem Begriffe nicht entsprechend; dafür war sie zu still und ernst. Aber man bekommt ja die Kindheit, die man braucht; und die meine war liebenswert.

»Mama, wann habe ich Dich eigentlich zum ersten Mal kennengelernt?« fragte mein vier Jahre jüngerer Bruder bei Tisch in Gegenwart des Inspektors und Verwalters. Damals war so etwas noch peinlich. Aber die Frage ist berechtigt. Die früheste Erinnerung gerade an die Eltern würde ich nicht angeben können.

Der erste Mensch, der heute noch lebendig in meiner Erinnerung steht, war der Polsterer Herr Horstmann.

In einem Landhaushalt gibt es immer wieder Stühle auszubessern. Früher gab es auch das Sofa in unserer Kinderstube. Wir kletterten auf den Sitz, der allen Kindern dafür gemacht scheint, hielten uns fest und sprangen so toll es ging. Wenn die Eltern fort waren, erreichte diese Kunst den Höhepunkt. Das wird dem gutmütigsten Sofa mit der Zeit zu viel. Wenn ein Erwachsener sich darauf setzte, sauste er mit einem schmerzhaften Ruck an den lahmen Sprungfedern vorbei auf das Holz der Tiefe. Dann mußte Herr Horstmann kommen.

Ich liebte ihn; wurde nie müde, in sein liebes, stilles Gesicht zu schauen. Und ich bewunderte den kleinen metallnen Hammer, der immer dort traf, wo er sollte. Ich weiß noch genau, wo in unserem Flur ich hörte, Herr Horstmann sei gestorben –, daß er nie wieder zu uns kommen würde von diesem Himmel aus, der meistens viel zu hoch über uns stand. Ich meine, den Schmerz

noch jetzt zu spüren. Das Weitere hat mir Mutter später erzählt. Ich kam zu ihr und fragte: »Gibt es im Himmel auch Puppen?« und ohne die Antwort abzuwarten, mit einem großen Seufzer: »Ach, das weiß der Herr Horstmann jetzt ganz genau – Mama, wir wollen später *zusammen* in den Himmel gehen; aber vorher wollen wir sehen, wie es in der Hölle ist.« Dieses vorwitzige Begehren nach dem *Ganzen* habe ich bis ins späte Alter büßen müssen.

Manchmal kam – ebenfalls für einen oder mehrere Tage – Lenchen, die kleine taubstumme Weißnäherin aus einem der umliegenden Dörfer. Bei ihr blieb ich auch stehen und guckte zu; nicht so lange wie bei Herrn Horstmann.

»Rrrrrrrrrr« war das einzige, was sie sagen konnte; als hätte sie das von ihrer Nähmaschine gelernt. Mir aber war lieber, wenn die Nähmaschine es sagte – weniger unheimlich. Sprechen sie im Himmel so? fragte ich mich – oder wo?

Mutter breitete die Leinwand vor ihr auf dem Tisch aus und hielt zwei Enden gegeneinander und zeigte immer wieder mit der Hand darauf, wie sie zusammengenäht werden sollten. Bis Lene nickte, mit einem zustimmenden Rrrrrrrrrrrr.

Wenn Mutter mit Lene sprach, war ihre Stimme ganz sanft und zart, als wolle sie Lene streicheln. Sie versteht doch nichts, dachte ich, aber sie sah mit großen ruhigen Augen zu Mutter auf. Lene brauchte keine Angst vor ihr zu haben. Lene machte alles ordentlich. Ich leider nicht. Darum mußte ich oft Angst haben.

Auf der Insel am Mühlenteich hatten die Eltern mir ein Häuschen bauen lassen. In rotem Fachwerk lag es in mitten von Bäumen – ein einziger Raum, etwa fünf Meter lang und drei Meter breit, um dort Kaffee trinken und bei Regen unterstehen zu können. Zu beidem ist es kaum verwendet worden. Aber an diesen Besitz knüpfte

sich die Vorstellung von meiner Zukunft: Georg, der vier Jahre ältere Bruder, bekommt einmal Böckel und ich die Insel. Mit einer Leiter konnte man durch die Deckenluke in den Boden des kleinen Hauses gelangen – in der Dachmitte etwa anderthalb Meter hoch; dort würde ich meine Schlafstube haben. Unten im Häuschen sah ich mich an einem großen Tisch vor einer riesigen Terrine voll Graupensuppe, die ich an eine Schar von Gästen austeilte. Denn diesen Eintopf aßen wir zweimal die Woche, Sonntag und Donnerstag, mit aus dem Leutetopf; sie schmeckte nicht nur uns, sondern auch unsern Gästen besonders gut mit ihrem Rauchgeschmack von darin gekochten Schinkenstücken. Darum sollte es sie bei mir auch geben. Und ich würde mich dann mit meinen Gästen auch über Caprivi unterhalten. Gern hätte ich gewußt, was das war – jedenfalls etwas, worüber man sich furchtbar ärgern mußte. »Nein, dieser Caprivi!« Hätte ich gewußt, daß der Landwirtschaftsminister gemeint war, wäre ich nicht klüger gewesen; der rollende Name klang angenehmer; manche sagten »Caprrrivi«. Etwas paßte nicht zu diesem hochfliegenden Zukunftsplan: Mein Haar wollte nicht wachsen. Das machte mir empfindlichen Kummer; es reichte kaum bis an den Hals.

Das Haarband, rot oder blau, mit einer Schleife oben auf dem Kopf gebunden, war jedem Winde preisgegeben und wurde immer fortgeweht auf Nimmerwiedersehen. Mein sehnlichster Wunsch: ein Zopf. Und als einmal wieder Großpapa Koenig zu Besuch kam, bat ihn Bruder Georg: »Ach, Großpapa, kauf doch Hertha einen Zopf; sie möchte so gern einen haben.«

Für diesen Großvater gab es keine unüberwindliche Schwierigkeit. Doch als er in der Stadt vor der Auslage eines Frisörladens stand, konnte er sich nicht entschließen, einen dieser angebotenen Haarzöpfe zu erstehen. Rasch überlegend ging er in ein Handarbeitsgeschäft und

ließ sich braune Nähseide vorlegen, und von der Farbe, die ihm passend schien, sollte ein dicker, herrlicher Zopf geflochten werden. Hochbeglückt trug ich ihn an einem Gummiband um den Kopf, überzeugt, daß niemand seine Echtheit bezweifeln konnte. Ich weiß noch, daß Mutter jemandem belustigt zeigte, wie mein eigenes Haar als kleiner Besen darüber stand. Aber das hinderte mich nicht, mit bewußter Würde über den Hof zu schreiten. Bis bald diese Eitelkeit lästig wurde.

Landkinder sind fremden und seltenen Gästen gegenüber schweigsam und stur. Eines Nachmittags war Mutter fortgefahren, als eine Gutsnachbarin kam, sie zu besuchen. Man band mir ein sauberes weißes Schürzchen vor zum Guten-Tag-Sagen. Ich betrachtete die Dame verständnislos – lange, wie nur Kinder und Hunde einen anschauen. »Kennst Du mich denn nicht?« Keine Antwort. »Aber Du kennst doch unsern Rudi?« – »Ich kenne nur Tuttifrutti.«

Als ich vier Jahre alt war, kam der kleine Bruder. Die beiden großen Rotdornbäume – damals am Eingang zum Garten – leuchteten in ihrem zärtlichen Rosa. Im Hof blieb der Fliederduft stehen; weiß und lila blühte er zu Seiten des Torbogens an den beiden Treppenaufgängen zum alten Haus.

Es muß eine glückliche Zeit für Mutter gewesen sein, weil das alles zu ihr ins Fenster kam; so erzählte sie mir später. Ich war ein Herbstkind. Im Frühling vor meiner Geburt hatten die Eltern des kränklichen Ältesten wegen die Riviera aufgesucht. Das zweijährige blonde Mädchen mußten sie infolge von Diphtherie dort begraben – ein strahlendes, heiter beglückendes Kind.

Ich war dunkel und ernst. Als eine Tante in meine Wiege schaute, sagte sie: »Julie, Du brauchst mir nicht zu erzählen, was Du durchmachtest – das Kind sagt es.« Der kleine Bruder war blond, mit großen Augen.

Ich weiß noch alles über die Taufe. Fein angetan mit weißem Stickereikleidchen und breiter römischer Schärpe lehnte ich viel zu weit zum Kinderstubenfenster hinaus, als ich durch die Tore das Anrollen der Wagen hörte. Dann, inmitten vieler festlich gekleideter Menschen, stand ich neben Mutter nahe dem geschmückten Taufbecken. Ich wollte auch das Brüderchen auf dem Arm halten und zog kräftig an Mutters Ärmel. Später erzählte sie, in welche Verlegenheit ich sie gebracht hätte – ich muß schon damals kein Freund von zu langen Predigten gewesen sein – als ich mit erhobener Stimme fragte: »Geht der Herr Pastor jetzt bald nach Haus?«

Von dem kleinen Bruder hatte ich zunächst noch nicht viel. Mein Leben ging weiter in der glücklichen Stille mit Blumen und mit dem Bach.

Ich weiß noch wie ich zu Ostern einen Strauß für unser Kinder-Fräulein pflückte: Schlüsselblumen, kleinen weißen Sauerklee und Veilchen – gleich hinter dem Teich, wo es so heimatlich nach Wasser roch und Schlamm und Tieren. Aus dem nahen Schafstall drang hochstimmiges Frühlingsgeläut – das sehnliche Rufen der Lämmer. Was pflückte ich nicht alles unsichtbar mit in den Strauß hinein! Und ich riß mir das grüne Glas vom Herzen, das ich geschenkt bekommen hatte – ein geliebter Besitz, weil es eigentlich ein Glas für Große war und nicht für so ein kleines Mädchen. Ich glaubte mit Gewißheit, daß ich Fräulein übergücklich machen würde mit diesem inbrünstigen Geschenk. Sie aber wird nur gesehen haben, daß es kaum mehr als zwanzig Pfennige wert war. Wie oft sich wohl die Art Geschenk später wiederholte!

Im Wirtschaftsgebäude herrschte die Mamsell, die stattliche Helene. Da ging es oft lebhaft zu. Wenn sie sich über die Mädchen ärgerte, konnte es geschehen, daß sie Feuerhaken ergriff und ein paar Schritte hinter ihnen herlief. Aber sonntags in ihrer Stube war es still und feierlich. Da besuchte ich sie gern. Wenn man da neben ihr

auf dem schwarzen Ledersofa saß und dessen weiße, runde Porzellannägel befühlte, dann ging eine fast zärtliche Weichheit von ihr aus; wenn sie mit leiser, vorsichtiger Stimme sang: »Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh...« Bei solchem Sonntagnachmittagbesuch empfand ich dumpf die verborgene Innigkeit dieser einsamen, stolzen Helene, von der außer mir vielleicht niemand etwas ahnen durfte; weil sie doch herrschen mußte und Angst und Schrecken verbreiten, damit im Milchkeller zur rechten Zeit die schweren Kanne mit gewaltigen Dröhnakkorden gespült wurden, damit der große Leutetopf, in der zweiten Küche in einem besonderen Herd eingemauert, seinen nahrhaften, leckeren Dampf ausströmte und Speck und Wurst in gerecht verteilten Stücken durch die Luke in die Knechtstube geschoben wurden, während in der großen Küche noch ein ganzer Herd voll Töpfe ihres Umrührens harrte.

Sie konnte aber auch aussehen wie ein Feldherr, vor dem die Soldaten zitterten. An solchen Tagen vermied es Mutter, in die Küche zu gehen.

Daß Helene auch gerade am Küchenfenster stehen mußte, als ich von meinem Bach kam! Es war ein stilles Spiel: Ich baute mit den Steinen, die der Teich mitgeschwemmt hatte, einen Damm zum anderen Ufer hin. Wenn man im Bach steht und arbeitet, wird der Kleidersaum eingetunkt; das ist unvermeidlich. Nun hatte ich gerade das neue dunkelblaue Cheviotkleid an, das Frau Schoßmeyer für mich genäht hatte – warum mußte auch der Rock unten ringsherum einen Sammetstreifen haben?! Helene stand am Fenster, griff in ihr schön gewelltes blondes Haar und sagte: »Ochottochottochott, wie sieht das neue Kleid denn schon wieder aus!« Dieses Wort war bei ihr kein Fluch, es klang schön, wenn sie es sagte.

Mit fünf Jahren erlitt ich eine empfindliche Gewissenserschütterung.

Ich stand im Elternschlafzimmer, während Lina – zierlich, mit unendlich dicken, roten Flechten – aufräumte, nachdem die Eltern für den Tag fortgefahren waren. Der große, geöffnete Fensterflügel ragte ins Zimmer. Ich faßte ihn an und stemmte mich, klein wie ich war, von unten mit den Armen gegen ihn (ich fühle es noch) und hob ihn ein wenig. Da machte er ganz leise »knack«. Das war alles.

Gegen Abend erhob sich Lärm. Die Mädchen aus der Küche kamen gelaufen und redeten durcheinander; Helene faßte sich an den Kopf und sagte oft hintereinander: »Ochottochottochott«; aber in einem anderen Ton als bei meinen nassen Kleidersäumen.

»Lina Beckmann? Das große Fenster – is ja chaanich möchlich – viel zu klein – das *große* Fenster!«

Bei Lina Beckmann floß das Blut zwischen den dicken Flechten herab; auf den Fußboden tropfte es in einen dunkelroten See. Ich war überzeugt, daß Lina nie wieder heil werden könnte. Und ich wußte: Ich bin schuld, weil ich morgens das Fenster angefaßt und mit großer Anstrengung ein klein bißchen hochgehoben hatte, bis es »knack« sagte.

Der Doktor kam. Und weil das Haar klebte, schnitt er in der Mitte ihres Hinterkopfes rings um die Wunde etwas davon ab, was mir als unersetzlicher Verlust erschien in Anbetracht meines kurzen Haares.

Lina Beckmann hatte nun einen weißverbundenen Kopf; Helene war wieder in der Küche. Und als Mutter abends heimkam und alles erfuhr, lachte sie sogar ein bißchen, als sie sagte: »Die kleine Lina kann doch nicht eine so große Scheibe aushängen!« Aber das half alles nichts. *Ich* hatte es getan. Und abends in meinem Bett wußte ich: wenn Mutter zum Beten kommt, muß ich es ihr sagen. Ich erwartete zerknirscht meine Schelte. Stattdessen lachte Mutter auch jetzt wieder und sagte etwas zum Kinderfräulein. Es klang wie ein Echo: »...viel zu

klein – so eine große schwere Scheibe ...« Damit ging sie fort. Und ich blieb ratlos einer unverständlichen Wendung gegenüber, die weder etwas beruhigendes noch abschließendes hatte, wie sonstige Schelte.

Lina Beckmanns Wunde heilte schnell. Nicht mein Gewissen.

Wie kam es nur, daß jedes Spiel in Gegenwart der Erwachsenen mit Kummer endete? Spiel und Kummer können doch unmöglich zusammengehören!?

»Es ist heute solch ein schöner Sonntag; wir wollen draußen Reifen spielen,« sagte Mutter, und wenn es regnete: »drinnen Quartett oder Poch.«

Es fing an voll Erwartung und fliegendem Entzücken wie Schaukeln mit immer höherem Schwung. Plötzlich aber geschah etwas. Man hätte nicht sagen können, was, wodurch. Unmöglich, diesen wehen Sturz zu erklären. Dumpfes Weiterspielen mit einem engen Gefühl um die Brust. Hatte ich wieder nicht aufgepaßt, wann ich drankam? Oder sah man auf meinem Gesicht, daß ich solche Art Spiel nicht mochte? »Vivat sequens!« rief der ältere Bruder Georg und strich befriedigt die Bohnen aus dem Näpfchen unter den drei Karten ein. Was sollte das? Vielleicht kam das enge Gefühl und überhaupt alles Mißliche nur durch die zweierlei Art von Spiel – Mutters und meine. Bei *meinem* Spielen brauchte man nicht aufzupassen; alles kam von selbst und alles richtig. Freilich – beide Arten zusammen, das ging nicht. Während Poch gespielt wurde, hätte ich nicht in Gedanken auf meiner »Halbinsel« stehen dürfen. Das war der letzte, schmale Zipfel des Ufers, wo der Teich mit der dicken Mauer des Roggenhauses zusammenstieß, und wo das Wasser um die Ecke bog. Da konnte ich unabmeßbare Zeit zwischen den gegabelten Ästen einer Hängeweide stehen und auf die alte Steinbrücke schauen. Es geschah nichts als das behagliche Hinfließen des Wassers unter den zwei ziemlich flachen Brückenbögen durch. Immer wieder anders

macht es das Wasser, wenn es auch ewig der gleiche Weg ist... »Du bist dran! Warum paßt Du nicht auf?!«

Wirklich spielen konnte man nur bei den Blumen oder beim Bach; oder im Stroh, oder in der Werkstatt bei Bernsmeyers Hobelspänen. Herumtollen im Garten gehörte auch dazu. Wenn man dabei hinfiel, schlug man sich die Knie auf. Aber *so* weh tat es nicht, wie dieses andere Dumpfe. Vom richtigen Spielen ahnten die Erwachsenen nichts. Sonst säßen sie nicht um den Tisch beim Pochen.

Mutter muß es schmerzlich gewesen sein, daß ich für ihr Spielen nicht zu brauchen war. Andere sagten mir später, welch liebezende Mutter sie gewesen sei; wie sie mit uns durch die Wiesen und Wald ging und mit uns sang und auf alles aufmerksam machte, was es zu sehen und zu lernen gab. Sie war die Jüngste von dreizehn Geschwistern aus dem Stadtpfarrhaus in Schwäbisch Hall, die Lustigste von allen – bergauf, bergab in der schönen alten Reichsstadt mit ihren Staffeln und *so* engen Gäßchen, daß man sich oben aus den vorgebauten Giebeln von beiden Seiten her die Hand reichen konnte. Und nun *so* einsam in dem tiefgelegenen Gutshof. Abends fast immer im Nebel. Wenn man aus dem Muckumer Wäldchen herausgefahren kam, lag der Hof wie in einem Meer von Milch. So dicht braute der Nebel über den Wiesen, daß man nicht einmal die Alleebäume sehen konnte. Zum Glück kannten die Pferde den Weg zum Stall *so* genau, daß der Kutscher ihnen das Finden allein überlassen konnte.

Die hohen Bäume am Teich ließen die Sonne nicht mal bis in die Mitte der großen Zimmer herein; *so* daß alle Beklommenheit darin stehenblieb und sich einem auf den Atem legte. »Wie sagt die Mama in Pyrmont?« wurde ich gefragt, als ich kaum sprechen konnte, und ich antwortete mit einem großen Seufzer »Ach ja!« Wenn der ältere Bruder Georg in noch früherer Zeit Mutter

seufzen hörte, soll er mit seiner kränklichen Stimme besorgt gefragt haben wie der Papa: »Was ist Dir denn, Julchen? Leg Dich doch hin!«

Wäre ich wenigstens für die Puppen zu brauchen gewesen! Aber ich liebte sie nicht, diese lächelnden Wesen, an deren Dasein man unschuldig ist. Wenn sie zerbrechen, tragen sie einem noch Vorwürfe ein.

Im Grunde waren es Mutters Puppen. Mit wieviel Fleiß und Hingabe hatte sie diesen nackten, ausdruckslosen Wesen durch sorgfältige Kleidung Art und Charakter beigebracht! Die Hemden und Höschen wurden genau so akkurat gearbeitet wie meine eigenen, mit soliden Leinenzäckchen verziert. Deren Vorrat an Kleidung war viel größer und schöner als meiner. Die Puppen nahmen sich freilich auch anders in acht. Sie saßen auf ihrem kleinen Sofa, das unser Stellmacher Bernsmeyer gezimmert und Mutter bezogen hatte. Ihre Aussteuer lag in der geräumigen Puppentruhe. Zu Weihnachten kam immer etwas Neues hinzu.

Besitz ist kein reines Vergnügen. Mit ihm gleichen Schritts wächst die Verantwortung. Wohl war es reizvoll, auf den Boden gehockt, die Puppentruhe auszupacken und alles in weitem Bogen um sich zu breiten, Farben und Façons in der Lieblingsreihenfolge. Aber bis zum sorgfältigen Wiedereinräumen reichte es nicht. Ein Blick aus dem Fenster verriet: draußen ist es schöner. Und mit liebloser Eile wurde alles in die Truhe zurückbefördert. Wenn Mutter dann gelegentlich den Deckel aufhob, schnitt es ihr ins Herz – wie hatte *sie* das alles beim Entstehen in der Hand gehalten... Bei unserer nächsten Begegnung hatte ihre Stirn eine strenge Falte zwischen den Brauen, und ihre Lippen lagen so schmal aufeinander, als könnte nie wieder ein Wort zwischen ihnen herauskommen. Das Unheimliche blieb lasten. Ich wußte genau, daß die Puppentruhe schuld war, was meine Liebe zu ihr nicht vermehrte.

Der Vater hätte einen vielleicht verstanden, wenn man mit ihm über alles hätte reden können. Denn ich hatte bemerkt, daß er die Sonntagnachmittagspiele auch nicht sonderlich liebte. Aber er war viel zu weit entfernt, als daß man überhaupt mit ihm sprechen konnte. Den Tag verbrachte er in seinem Kontor; nur zu den Mahlzeiten kam er herüber. Er war still und freundlich. Doch manchmal bekam er einen roten Kopf und faßte sich mit der Hand in die rechte Seite; dann hatte er Schmerzen an der Leber und wurde so aufgeregt, daß man für kurze Zeit Angst vor ihm bekam.

Aber das machte nichts, daß er so weit fort war. Das rührte vielmehr von einer Nacht her, als ich für eine Weile wach lag. Da hörte ich durch die offene Tür zum Elternschlafzimmer, daß er im Schlaf deutlich die Worte sagte: »Und nachts die Sterne.« Das klang so seltsam, von so weit fort, als hätte er die kleinen, blanken Sterne da oben angefaßt –, daß der Vater mir unheimlich wurde.

Ich wußte damals noch nicht, wie ungern er in seinem Kontor saß bei den großen Büchern und den vielen Zahlen. Jeden Sonnabend kamen unsere Leute und holten sich jeder eine Tüte bei ihm ab. Der Vater hätte viel lieber in Büchern von Sternen gelesen, oder von Gesteinen.

Ein Spiel gab es mit den Erwachsenen, das ich gern hatte, und der Vater auch. Das war, wenn im Sommer eines Nachmittags Pastors aus Bünde kamen. Dann wurde nach dem Kaffee im Garten auf dem Spielplatz Luftkegel gespielt. Wenn die kleine Frau Pastor der Kugel an der herunterhängenden Schnur einen zu großen Schubs gegeben hatte, so daß sie in weitem Bogen um die Kegel flog, ohne auch nur einen zu berühren, dann schlug sie jedes Mal mit dem linken Fuß aus wie ein Pferd. Es lohnte, dabeizustehen und auf diesen Augenblick zu warten. Papa fand das auch – er brauchte mir das nicht zu

sagen. Ich wußte, daß seine Heiterkeit bei diesem Kegelspiel einzig von diesem sonderbaren Ausschlagen der Frau Pastorin herrührte, während er selbst die Kegelkugel mit feierlichem Gesicht ein wenig in der Hand wog wie zu einer ernsten Zielübung – »alle neune« mußten es sein, oder »König aus der Mitte«.

Einmal nach solchem Kegelspiel hörte ich, wie Mutter Herrn und Frau Pastor etwas sagte, das mich betraf, etwas Wichtiges. Ich hatte das schulpflichtige Alter erreicht.

Zweimal die Woche – Mittwoch und Sonnabend Nachmittag von zwei bis vier Uhr – kam nun der Volksschullehrer aus Rödinghausen. Ich mußte mich an Bruder Georgs Pult setzen, das er selbst nicht mehr brauchte, weil er in einem Institut in Weinheim war.

Herr Busse nahm schräg gegenüber Platz, betrachtete erst lange stumm und, wie mir schien, sehr streng seine bleichen Fingerspitzen. Dann bedachte er mich mit einigen Fragen. Als ich so eben schreiben konnte, bekam Mutter, wenn sie mal abends fort war, einen kleinen Brief ans Bett gelegt.

Inzwischen war der kleine Bruder zu einem Spielgefährten herangewachsen. Wir krochen zusammen in Ställen und Scheunen herum. Er spielte mit seinen Pferden und sogar Puppen. Fuhrmann Peter war nicht so beliebt wie seine Lina. »Was bist Du denn von ihr«, wurde er gefragt, als er weinte. »V-h-hater«, war die schluchzende Antwort. Während er sein großes, hölzernes Schaukelpferd putzte, hatte ich frei. Er zog es jeden Tag durch den langen Gang in den Flur, nahm ein Bürstchen und beleckte jeden Striegelstrich, bis das große Tier ebenso glänzte wie Kutscher Heinrichs Rappen. Als Mutter dahinter kam, mußte er die Methode ändern.

Ich spielte weiter im Bach. Nicht mehr dort, wo er aus dem Teich herausfließt durch die Fohlenweide; diese Stelle war bekannt geworden; ich hatte meine »Höhle«

bezogen, wo der Bach aus den Wiesen kommend unter der Straße herfließt in den Teich. Dort in dem langen, gewölbten Raum fand mich niemand. In der Mitte lag ein großer Stein. Auf ihm saß ich oft und sah zu, wie draußen vorm Höhleneingang die Sonne mit den Blättern spielte – das könnte so schön sein, wenn man nicht selber im Dunkeln wäre...

Manchmal wurde auf eines der Nachbargüter gefahren oder zu Pastors nach Rödinghausen. Dort gab es Kinder jeden Alters. Ein etwa gleichaltriger Junge sagte mir einmal: »Ihr seid reicher als wir.« Ich verstand nicht, weil zu Haus von so etwas nie gesprochen wurde und fragte: »Warum?« – »Weil ihr viel größere Öfen habt.« Das leuchtete mir nicht ein. Unsere hohen Kachelöfen gefielen mir nicht. Pastors hatten einen schwarzen, eisernen mit einem Schutzengel auf der vorderen Platte; obgleich er durch die Luft flog mit einem Kind im Arm, war über ihm eine kleine Messingtür, in die man die Kaffeekanne schieben konnte, damit sie warm blieb. Dieser Ofen entzückte mich.

Allerdings wurde manchmal auch er in der Mitte glühend rot, wie die Ofentür in unserer Kinderschlafstube. Früher, als man kleiner war, machte das nichts; da saß immer noch Karoline, das liebe Kindermädchen drüben am Tisch, und später »Fräulein« bei einer Lampe. Die konnte ich zwar nicht sehen; aber ihr Schimmer verbreitete wohlige Beruhigung. Nun mußte man allein mit der glühenden Ofentür fertig werden. Sie hatte drei ovale Löcher, die ahnen ließen, was das prasselnde Holz dahinter anstellte. Manchmal gab es der Tür einen Schubs und kam ein Stück weit heraus – wenn auch nur ein klein wenig –, aber wer konnte wissen, was es noch weiterhin vorhatte? Der kleine Bruder, dessen Bett an der gleichen Wand, sogar dem Ofen näherstand, schien nichts davon zu merken; er schlief mit seiner Lina im Arm. Ich hätte ja nach dem Klingelzug greifen können;

aber ob die Großen das bißchen Feuerangst genug gefunden hätten für solch eine Störung? Die Großen verstehen so vieles nicht. Da half wieder nur beten; damit das Feuer nicht noch weiter herauskam. Meistens beruhigte es sich denn auch bald danach.

Späterhin in der Nacht beschützte der Nachtwächter den Hof, der alte Maak mit seinem Hund Cito. Aber er konnte nicht verhindern, daß plötzlich ein Käützchen gegen das Fenster flog und so unheimlich schrie, daß die Mädchen am nächsten Morgen sagten, es würde wohl bald jemand sterben. Manchmal war es auch der alte Maak, der mit seinem Stock nebenan bei den Eltern ans obere Fenster klopfte. Da erschranken sogar die Eltern und fragten, was geschehen sei. Maak jedoch hielt ihnen triumphierend eine Ratte entgegen; er mußte seinem Stolze Luft machen und wies auf Cito: »Hei het eine krieget.«

Wenn der Sturm gegen das Fenster anrannte, lag ich oft lange wach. Er rüttelte daran, daß die Scheiben klirrten. Da gab es auch Dringendes zu beten: daß die riesige Tanne am Turm nicht umfalle – man hörte ja, wie sie sich bog und sich wehren mußte –, daß das Fenster nichts hereinließe von dem Schrecken da draußen. Es war ja nicht nur *ein* Sturm, es waren viele, die gegeneinander kämpften mit wütendem Schelten, mit pfeifenden Ruten hieben. Oft stöhnte eine gefährlich auf, oder sie schrien alle durcheinander. Ob sie selber Qualen litten? Oder kamen sie nur von so weit her, um uns Menschen Angst zu machen? Wenn sie's manchmal auch bei Tage so toll trieben, sagte Papa: »Das sind die Äquinoktien.« Dabei hob er die Hand und machte ein feierliches Gesicht, als wären diese Unholde verehrungswürdig. Die Zeitströmung der neunziger Jahre, individualistisch und fortschrittlich, hatte auch die Weihnachtsbäume mitgerissen.

Bei Amtmann Meyers in Waghorst umschwebte, auf der Stelle tretend, selbst bei Tageslicht ein Engelreigen die oberste Baumspitze. Abends, wenn die Lichter brannten und diesen wächsernen Himmelsboten zu warm wurde, fingen sie, erst langsam und gemessen an, im Kreise zu fliegen. Sie hielten dabei immer ihr geziemendes Tempo. Unser Baum reichte fast bis unter die hohe Decke. Er stand auf einem mit Tannenzweigen verdeckten Metallfuß. Wenn der mittels eines breiten Schlüssels aufgezogen war, konnte der Baum sich drehen; langsam, würdevoll, während die unsichtbare Spieluhr zwei Weihnachtslieder von sich gab: »O du fröhliche« und »Stille Nacht«.

An einem der Feiertage kamen Amtmann Meyers und die Pastorenehepaare aus Rödinghausen zu Kaffee und Abendbrot.

Bevor sie eintrafen, entfernte Mutter noch schnell das Bild einer unbekleideten Venus aus der Böcklinmappe, die auf ihrem Weihnachtstisch lag.

Amtmann Meyers brachten ihre Pflegetochter Adolphine mit. Sie hatte rote Haare und einen Blick, der nicht nur seitwärts flitzen, sondern nahezu erspähen konnte, was hinter ihr vorging. Obgleich sie älter war als ich und eine richtige Figur hatte, gehörte sie noch nicht zu den Erwachsenen, die jenseits des Hausflurs im Wohnzimmer mit unseren Eltern um ein religiös zulässiges Kartenspiel saßen. Wir Kinder blieben mit Adolphine im Weihnachtszimmer bei dem jährlich wiederkehrenden Kaufladen und Puppenstube. Doch nicht sehr lange.

Adolphine, wenig sensibel, packte einen Tannenbaumzweig und kommandierte meinen etwa fünfjährigen Bruder, auf der gegenüberen Seite das Nämliche zu tun.

Zuerst ging es im Schritt in der Runde. Die Spieluhr wurde veranlaßt, unaufgezogen ihre beiden Lieder zu liefern, immer etwas beschleunigter. Dann wurde mehr

von ihr verlangt. Sie mußte hergeben, was sie konnte, immer noch schneller: »O du fröhliche – alles schläft, einsam wacht« und schon wieder »gnadenbringende Weihnachtszeit«. Dann wurden die guten Weihnachtslieder nur noch, wie in einer Rührschüssel Eigelb und Zucker, zu einem einheitlichen Teig gerührt. Ich, einziger Zuschauer dieses ungezogenen Spektakels, hatte längst gesehen, daß der Baum, immer schiefer, sich kaum noch halten konnte. Aber Adolphine konnte noch. Schneller ging es nun nicht mehr. Darum erfolgte ein gewaltiger Bums, und der riesige Baum endete auf dem Fußboden. Die bisher bestaunten, bunten Glaskugeln konnten ihre innere Hohlheit nicht mehr verbergen; ihre papierdünnen Scherben tanzten über den glatten Boden. Leider auch die Zuckergebilde mit wunderbar parfümierter Flüssigkeit, auf die wir großen Wert legten. Eltern und Gäste kamen herzugeeeilt. »Dicht neben der Petroleumhängelampe«, rief die Mutter außer sich, »was hätte Furchtbares passieren können!«

Da mindestens zwei Pastorenehepaare zugegen waren, nahm die »gnädige Behütung« überhand, die, gleich einem angenehmen Schwamm, einen Teil der Schelte aufsog.

Manchmal fuhren wir in den angrenzenden Kreis, wo es für unsere bescheidenen Begriffe Berge gab. Sogar eine Burgruine. Hinter diesen Bergen lag in einer Talmulde das Pfarrhaus. Dort besuchten wir Mutters Freundin Tante Hanna; eine jener ausgeprägten Gestalten, deren es wohl niemals viele gegeben hat. Sie umsorgte und pflegte die Frau des Superintendenten. »Eine edle Leidensträgerin«, sagte Mutter. Sie saß immer im Rollstuhl, von Gicht gekrümmt. Wenn man ihr nur erst die Hand gegeben hätte, dachte ich, sobald wir das einstmals große Bauernhaus betraten. Ihre Hand war wie aus Holz, als läge sie auf dem Schoß, ohne ihr zu gehören. Aus dem

überzarten, feingeschnittenen Gesicht sahen einen gütigen, schmerzvolle Augen an.

Außer ihrem körperlichen Leiden ward ihr noch etwas anderes, schwer zu ertragendes, auferlegt. Ihr Mann galt zwar als überaus gelehrt; ich meine sogar die Worte geistreich, bedeutend gehört zu haben. Aber: er wusch sich nicht. Ich will es mir versagen, diese zusammengeklebten, viel zu langen Haarsträhnen, diese dunkelgrauen Hügelchen auf seinem Gesicht, die fatalen braunen Straßen nasenabwärts, die vom Schnupftaback herrührten, genauer zu schildern. Seinen uralten, filzigen Schlafrock – in einer anderen Kleidung habe ich ihn nie gesehen – umwehte eine hehre Einsamkeit: Er hatte Humor. Nicht einen solch mißverstandenen, wie die Fähigkeit, über Lustiges oder Witziges mehr oder weniger zu lachen, gern bezeichnet wird; er hatte den wirklichen Humor, der untrennbar ist von einem seltenen, kostbaren Ernst, der schonungslose Selbstkritik einschließt. Meistens hielt er die Augen halb zugekniffen und gebrauchte seine Stimme außer zum Predigen nur für kurze, etwas larmoyante Sätze.

Wenn er uns Kinder begrüßte, gingen seine Augen weit auf, und sein Mund, obgleich man nun sah, daß viele Zähne fehlten, zog sich auseinander zu einem geradezu reizenden Lächeln. »Ihr armen Kinder,« sagte er, »müßt so viel lernen; und hier müßt ihr euch so langweilen!«

Wir hielten das für einen Scherz wie andere Scherze. Weil wir nicht wußten, daß ein bedeutender Mann nie auch nur den geringsten Satz spricht, ohne daß er einen schwer begreiflichen Hintergrund ahnen ließe.

Als mein Bruder sechs und ich zehn Jahre alt waren, bekamen wir eine Erzieherin. Mutter wäre es bestimmt nicht in den Sinn gekommen, sich Erzieherinnen zur Auswahl sozusagen vorlegen zu lassen wie etwa einen Pantoffel oder Gummischuhe. Tante Hanna hatte die

Erzieherin von ihrer gräfllich geborenen Freundin herüberempfohlen zu unserer Mutter, nachdem die gräflichen Enkel ihren Erziehungskünsten entwachsen waren.

Einmal durften wir jene in einem richtigen Schloß besuchen. Selbst den Enkeln war eine gewisse Beklommenheit anzumerken. Meine Altersgenossin flüsterte mir ins Ohr, daß sie abends, wenn sie auf den Balkon hinausgeführt wurden zum Besehen der Sterne, Handschuhe anziehen mußten; sonst war es nicht schicklich. Mir blieb gewiß der Mund offen vor so viel Vornehmheit. Bei mir wurde bestaunt, daß ich zwei Unterröckchen mehr anhatte als sie. Ich wäre wohl ohne diese zwei zusätzlichen Röckchen glücklicher gewesen. Aber dann hätte es geheißen: »Um Gottes willen, man sieht ja Deine Beine!«

Dieser gemeinsamen Tante Hanna verdankten wir also unsere Erzieherin. (Tante Hanna hätte sich's damals nicht träumen lassen, daß sie dreißig Jahre später mit dem Dichter Rilke zusammen Pilze suchen und einen Brief von ihm erhalten würde.)

Unsere Erzieherin hieß Flora Wendenburg. Sie stammte aus Schlesien. Mit etwas gezielter Kopfhaltung und schwärmerischem Augenaufschlag erklärte sie uns die Bedeutung ihres Familiennamens: »Eine Burg gegen die Wenden.« Das mutete mich sonderbar an; dann mußte es doch heißen: Fräulein Gegenwendenburg; etwas stimmte da nicht; entweder oder. Es hätte uns einerlei sein können, denn sie wünschte, daß wir sie Flörchen oder Flörli nannten.

Einmal, als wir Kinder vor ihr und ihrer Schwester im Garten am Wasser entlanggingen, hörte ich, wie sie leise sagte: »Weißt Du, es ist doch sehr angenehm, so begabte Kinder zu unterrichten.« Die hält uns für begabt, dachte ich verächtlich, das fehlte noch! Hat die eine Ahnung,

wie viel Mühe es mich kostet, das alles zu lernen, was sie mir aufgibt!

Mutter war verreist, als Flörchen mit uns Kindern zum Superintendentenhaus nach Holzhausen fuhr. Schon die Fahrt im offenen Jagdwagen war uns weit willkommener als der tägliche Spaziergang mit Unterweisung und Singen. Flörchens Besuch galt Tante Hanna, die nun ihre liebgewordene Beziehung zur Adelswelt aufrechterhalten mußte.

Aber sonderbar: Während Herr Superintendent sonst in seiner Studierstube immer viel zu studieren hatte und wir ihn nur bei jener freundlichen, wie wir glaubten, scherzenden Begrüßung zu sehen bekamen, so schien er heute Zeit zu haben; viel Zeit. In der mit Brandmalerei kunstvoll verzierten Gartenlaube blieb er mit uns stehen. Flörchen sagte mit ihrem besten Augenaufschlag, daß sie vor kurzem einen so prachtvollen Spruch gelesen habe:

»Besser machen, besser werden, sei mein Hauptgeschäft auf Erden.«

Da öffneten sich die Augen des Superintendents noch viel weiter als bei der Begrüßung mit uns Kindern; sie traten fast unter den schützenden Lidern heraus, wie bei Schneewittchens Stiefmutter von Else Wenz-Vietor, und sie spritzten ein gefährliches, grünliches Gift auf Flörchen und seine Worte zielten mitten in ihr Gesicht: »Dieser Spruch taugt gar nichts – er ist nicht fünf Pfennige wert – ist falsch von vorne bis hinten!« Wir lasen dem grünlichen Gift aus seinen Augen noch ganz andere Dinge ab und hörten aus seiner Stimme ein fürchterliches Brüllen, das aus seinem menschlichen »Geblüte« kam: »Hören Sie auf mit Ihrem verfluchten süßlichen Gesäusel! Ich kann es, ich kann es nicht ausstehen! Diese armen Kinder! Den Kuckuck können sie bei Ihnen was lernen! Es ist ein Jammer um diese Kinder!«

Weil sich jedoch solche Worte mit seinem geistlichen Amt nicht vertrugen, darum mußte Flörchens armseliger Spruch herhalten – »nicht fünf Pfennige wert«.

Flörchen aber war diesem schwächlichen Superintendenten weit überlegen an Gestalt und Üppigkeit. In gleicher Lautstärke verteidigte sie ihr »Besser machen, besser werden sei mein Hauptgeschäft auf Erden.« »Es ist ein miserabler Vers!« beschloß der Superintendent seine wütende Predigt.

Wir Kinder hatten mit stockendem Atem diesen Auftritt verfolgt. Wie zwei eifersüchtige Puterhähne hatten sie sich ausgekollert. Sonderbar, dachten wir, Mutter braucht nur den Rücken zu kehren und schon betragen sich die Erwachsenen so ungezogen! Wir Kinder bekamen für so etwas gehörige Schelte.

Dieser Superintendent hatte auch seine harmlosen Sünden. Sonst waren mir die kleinen und größeren Töchter auf einem dort nahegelegenen Gut immer beneidenswert erschienen wegen ihres blonden Haares und der blauen Augen. (Ich hatte nur braunes Haar und braune Augen.) Als aber vor einer Religionsstunde der Superintendent zu einer von ihnen gesagt haben sollte: »Nun gib mir erst mal einen ordentlichen Kuß!« – als ich das hörte, sah ich sein dürftig gewaschenes Gesicht vor mir, und ich empfand es als angenehm, daß ich für so etwas bestimmt nicht hübsch genug sein würde.

Kinder nehmen alles als gottgewollt hin; verstehen und verstehen nicht. Hätten mein Bruder und ich damals im bemalten Gartenhaus einigermaßen begriffen, was sich in Wirklichkeit bei dem gefährlichen Hahnenkampf zwischen dem Superintendenten und Flörchen mit und ohne Worte ereignete, und hätten wir damit die wirkliche Gesinnung dieses großartigen Mannes uns Kindern gegenüber erkannt, dann hätten wir ihm, trotz allem, vielleicht doch einen Kuß gegeben.

Flörchen hatte auf einem pietistischen Seminar ihr Lehrerinnenexamen gemacht. Die Strenge war bei ihr ins Liebevoll-Überschwengliche umgeschlagen. Sie meinte es so gut mit uns; opferte uns viel Zeit; denn sie wollte eine Einsamkeit heilen, an der wir gar nicht litten. Wir hatten ja einen Freund. Heinrich. Es war der Sohn unseres Schäfers Milius. Der stammte aus dem Hannover'schen und redete in gehobenem Plattdeutsch mit selbsterfundene Ausdrücken. Einige davon blieben als bonsmots. Wir hatten damals einen neuen Schafbock bekommen, einen Rambouillet. Der war teuer gewesen und sprang sehr lebhaft in seiner Hürde umher. Dies beides faßte Milius in dem einen Satz zusammen: »Dat is 'n köstlichen Lebemann.«

Seine Betrachtungen gingen immer über weite Landschaft hin, mit der Witterung zart verborgener Erkenntnisse. Seine Geschichten waren voller Wunder. Es gab für mich nichts Schöneres, als neben ihm und seiner Herde einherzugehen und zuzuhören.

Heinrich Milius stand im Alter zwischen meinem jüngeren Bruder und mir. Er sah aus wie ein frischgewaschenes Radieschen; mit einem feierlichen Kinder ernst auf dem Gesicht, als bereite sich das zarte, innerliche Schäferwesen seines Vaters in ihm vor. Oft steckte in seinen Augenwinkeln ein beglücktes Lächeln. Dann rundete sich neben jedem Mundwinkel ein reizendes Grübchen. Wollte man uns, wie in Gellerts »Kreuzschau« statt lauter Kreuzen lauter beste und schönste Jugendfreunde zur Auswahl vorführen, wir würden doch immer wieder unseren Heinrich Milius wählen. Außer, daß im Laufe unserer Tage jeder mögliche Augenblick zu gemeinsamer Unternehmung und Spiel ausgenutzt wurde in Garten, Hof oder Strohdien, erschien Heinrich jeden Abend, wenn wir im Turmzimmer unsere Schulaufgaben für

Flörchens nächste Lehrstunden hinter uns hatten. Er brachte einen säuerlich-scharfen Geruch mit aus dem Schweinestall, weil er dort helfen mußte beim Zerstampfen der Rüben, beim Futterverteilen in den Trögen und Schubkarren fahren. Selbstverständlich nahm auch Bruder Friedel diese Tätigkeit auf und erschien allsonnabendlich in unseres Vaters Kontor, wenn alle Arbeiter ihren Lohn abholten, und zeigte sein gewissenhaft ausgefülltes Buch vor: Ein Viertel Tag, ein Achtel Tag. Die sommerlichen Dämmerstunden durchspielten wir draußen. Im Winter gehörte uns der obere Flügel unseres einstöckigen Hauses, wo wir nach Herzenslust heruntollen konnten, ohne jemanden zu stören. Einige Zeit vor dem ersten Advent sammelten wir mit Flörchen im Wald das geeignete Moos für ihren Adventsaufbau. Sie wirkte geheimnisvoll an dem kleinen Tisch mit Krippe, Engeln und Weihnachtsbaum-schlep-penden Kindern, deren Pappmäntel, wie mit weißem Zucker bestreut, glitzerten. *Wie* schön wir das fanden, weiß ich nicht mehr. Unvergesslich blieb nur, wie Flörchen uns einmal beim Heruntollen von oben herunterrief: »Kinderchen, jetzt dürft ihr zum Adventsaufbau kommen und singen.« *Dürft* ihr? Dies Wort empörte uns. »Kinderchen, nun dürft ihr zu Bett gehen!« Wir wollten doch nichts weniger als das. So kam uns jetzt der Adventsaufbau in die Quere. Ich sehe Freund Heinrich zwischen uns stehen, vom Versteckspielen hatte er rote Flecken auf den Backen, und in die fälligen ein oder zwei Kerzen gucken. »Nun, Kinderchen, was möchtet ihr denn gerne singen?« (*Gerne?*) – wir mochten nichts anderes als oben Kriegen spielen. Aber die Frage mußte beantwortet werden. Freund Heinrich übernahm es: »Dat is uns fiskoddderrraa!« Dieses neuartige Fremdwort, mit penetranter Eleganz herausgeschleudert, begeisterte uns, ausgenommen Flörchen. Wir haben es uns angeeignet und es hat nie seine befreiende Wirkung verfehlt. Es

sollten aber mindestens zwanzig Jahre vergehen, bis dieses eingebürgerte Fremdwort seinen Sinn enthüllte: »Dat is uns Fisk oder Aal«. Etwas überschwenglich war auch Flörchens Liebe zu Tieren.

Außer dem Inspektor waren immer zwei jüngere Verwalter bei Tisch. Einer von ihnen hob sich von allen anderen ab durch vorzügliche Manieren und sehr gute Abstammung. Er hatte ein dunkles, strenges Gesicht – etwas zum Fürchten. Bei Tisch war er stumm wie die anderen. Mutter tat wie immer ihr Bestes. Was sie an Weltereignissen ihrem Schwäbischen Merkur entnommen hatte, teilte sie großzügig mit. Sie hielt das für ihre Pflicht. Aber als gebürtige Württembergerin interessierte sie sich für Politik. Insbesondere als Nichte von Adolph Helfferich, der sich im Jahre 1848 bei den Freiheitskämpfen hervorgetan hatte. Später hörten wir, daß unsere Großmutter ihn geliebt habe, daß sie nicht heiraten konnten, weil er lungenleidend war; so heiratete sie, wohl auf seinen Wunsch, den Bruder, Stadtpfarrer in Schwäbisch Hall. Sie soll bis ins Alter immer wieder das Schubertlied gesungen haben: »Ich denke dein...« Als meinem Bruder beim Lesen über ihn seine politische Persönlichkeit klar wurde, äußerte er: »Eigentlich schade, daß er nicht unser Großvater wurde.« – »Dann wären wir nicht wir«, sagte ich, »dann wären wir viel bedeutender. Aber was hätten wir davon?!« Doch zurück zum Verwalter mit den vorzüglichen Manieren. Eines Tages erhielt ich einen Brief von ihm. »... Ich bin kein Mensch von großem Wortgepränge...« Dann kam ein Heiratsantrag. Ich fühlte mich ungemütlich berührt und fürchtete aus irgendeinem unbekannten Grund, Mutter würde schelten. Darum ging ich beherzt zu ihr und *ich* schalt. Auf ihn. Mutter war

weder gerührt noch böse. Sie sagte nur in zurechtweisendem Ton: »Da ist nichts zu schimpfen; dazu hat ein Mann das Recht.« Ich zog befriedigt ab, obgleich mir dieses Recht nicht einleuchtete. Der Antrag kam umso verwunderlicher, als der Herr mit den vorzüglichen Manieren nie das geringste Zeichen einer auch nur wohlwollenden Zuneigung von sich gegeben hatte. Von dem ganzen Antrag blieb nichts übrig als das »Wortgepränge«. Das begeisterte mich. Mutter hatte mir keine diesbezüglichen Anstandsregeln zukommen lassen. Aber ihrem Verhalten entnahm ich, daß man über so etwas nicht spricht. Nur der Freundin aus der Großstadt, die gerade bei uns war, erzählte ich es. Meinem vier Jahre jüngeren Bruder nicht. Der hätte eine teuflische Erfindung auf Lager gehabt, mich in entsetzliche Verlegenheit zu bringen. Wenn der Verwalter geschimpft hätte, weil wir die Ordnung seiner Strohdiensten durch ewiges Herunterspringen störten, das hätten wir hingenommen. Aber einen Heiratsantrag mit Wortgepränge! Wenn meine Freundin und ich bei Tisch plötzlich in uns hineinkicherten, da war es noch lange das Wortgepränge.

Rainer Maria Rilke in Böckel

(Aus einem Brief an Herrn Prof. Tsukakoshi, Böckel
22.2.1964)

... In unserer Zeit, dicht neben uns, lebte jemand, der ganz Ernst gemacht hat bis in die kleinsten Züge des täglichen Lebens. Es ist ein ganz einfacher Rilke, von dem ich einiges erzählen will, ohne alles Komplizierte, was man ihm so gern zuschreibt. Denn auch, wo sein Wort dunkel scheint, ist es einfach; nur muß man die Dunkelheiten und Niederungen kennen und willig hindurchgehen, wie er es getan hat. Was die Heutigen von Rilke trennt – eine Epoche, der nicht mehr beliebt, die Dinge beim rechten Namen zu nennen und sich mit sich selber einzulassen, wo es unbequem wird. Sie wissen nicht, wie unerbittlich das von Rilke gemeint war, dieses oft er wähnte: »Du mußt dein Leben ändern.«

Nun will ich versuchen, in großen Zügen von Anfang an zu erzählen. Im Januar 1910 waren Roman Woerner und ich auf ein großes Fest beim Verleger S. Fischer in seiner Villa im Grunewald geladen. Nach dem Essen wurde getanzt. Wir standen abseits vor einem van Gogh – ein überschwenglich blühender Kastanienbaum vor einem blaublauen Himmel, von dem man sich nicht trennen konnte. Wenn man den Blick zu Boden senkte, blieb er unwiderstehlich haften auf dem ebenfalls blühen den zartfarbenen Aubusson-Teppich.

Ich kannte niemanden in der großen Gesellschaft. Jemand holte mich zu einem Wiener Walzer. Er äußerte sich erfreut über das Einvernehmen bei der »schönen blauen Donau«. Zurückgekehrt, flüsterte jemand: »Das war Hofmannsthal.« Im Nebenzimmer, die Bilderwand entlang, eine dicke Zigarre genießerisch im Mund bewegend, ging sehr langsam Lovis Corinth. Der Herr neben mir stellte sich ihm vor: »... Die beiden Damen X studieren bei Ihnen, Herr Professor – darf ich fragen, haben sie

Talent?« Die dicke Zigarre ließ sich nicht stören: »Tolent? Tolent? Se sollen nur molen!« Und weil es zwei Damen waren, noch einmal: »Se sollen nur molen!«

Frau Fischer kam und flüsterte Woerner und mir zu, wir sollten mitkommen. Sie führte uns durch mehrere kleine, menschenleere Zimmer. Im letzten – loin du bal – nicht wie die anderen im Frack, ohne Merkmal dieses glänzenden Festes, stand schmal, still in sich abgeschlossen, bei unserem Kommen den Blick langsam erhebend – Rilke. Hinter ihm die hohe Gestalt von Clara Rilke Westhoff; die schauenden, sehr dunklen Augen, wie in eines edlen Pferdes kantigem Kopf.

Was gesprochen wurde, weiß ich nicht mehr. Weiß nur noch, daß es nicht jene gewohnten Sätze waren, die bei einem ersten Kennenlernen unentbehrlich zu sein scheinen. In diesem kleinen Raum war Stille.

Damals war Rilke noch nicht über alle andern hinausgehoben; da war noch Stefan George, Hofmannsthal. Man flüsterte sich noch nicht mit angehaltenem Atem zu: »Ich habe Rilke kennengelernt.«

Drei Jahre später begegneten wir uns wieder. Ich verwunderte mich, daß er so bekannt auf mich zukam. Er sagte: »Seit jenem Kennenlernen im Hause Fischer sind Sie da.«

Sommer 1917 kam er für einige Wochen nach Böckel. Im eigentlichen Wohnhaus, dem neueren Flügel der achtziger Jahre, in Zimmern von beliebiger Höhe und Ausmaß, ohne Obwalten der inneren bestimmenden Gesetze, schien er mir nicht denkbar. Darum richtete ich ihm drei Zimmer im alten Turmgebäude ein. Im eigentlichen Turm das kleine Schlafzimmer. Daß man dort zu später Stunde gelegentlich die Eulen fauchen hört, würde ihn nicht stören. Auch nicht, wenn man den Atem anhält, oben, dicht unter dem Turmhelm, wie Schritte das Hin-und-Hergehen der uralten Turmuhr. Das etwas größere Zimmer daneben für Frühstück und

Mittagsruhe, und daneben das große mit den tiefen Fensternischen zum Auf-und-Abschreiten bei der Arbeit. Unser einstiger Taufaltar wurde zum Stehpult umgewandelt. Der alte Gärtner hatte zum Glück Heliotrop gezogen, die ich in Töpfe gepflanzt an die beiden Fenster stellte – diese eigenförmigen, dunkellila Sammetrosetten mit dem fast betäubenden Vanilleduft nannte Rilke seine Lieblingsblumen.

Ob der unendlich Zarte, Empfindsame sich behaglich fühlen würde auf unserem niedergelegenen Gutshof mit seinem schwerfälligen Dasein, zumal in der besonderen Verdunkelung jenes vorletzten Kriegsjahres?

Als er kam, schwanden solche Bedenken: als sein Ernst, wie auch seine brüderliche Heiterkeit sich ausbreitete und er freundlich ausdauernd seine Wohnung nahm. Eine Art klösterlicher Ordnung und Weihe griff absichtslos um sich und adelte jedes alltägliche Erleben des kleinen Kreises. Zum Mittagessen holte ich ihn in seinem Arbeitszimmer ab. Er saß am Schreibtisch oder beugte sich blätternd über das Stehpult. Er bat dann, noch einen Augenblick in der Wohneck zu verweilen. »Ich habe einen Brief geschrieben – wollen Sie hören?« Ich folgte mit geschlossenen Augen dem Klang seiner Stimme. Besonders eindrucksvoll blieb mir der Brief an Herrn von Kühlmann zum Antritt seines Postens als Außenminister. Wie flehend und fordernd Rilke an sein Herz faßte, er solle helfen, die beispiellose Verwirrung zu lösen, die Menschen und Völker vernichtete. Unvergesslich bleibt der beschwörende Ton der sonst so verhaltenen Stimme. (Leider wurde dieser Brief später in einem Bombenangriff mit vernichtet.)

Nachmittags gingen wir bei gutem Wetter über Land. Einmal sahen wir nahe am Osterberg, wie Sonne und Wolken in ihrem Lichtkampf ein auffälliges Gleichnis an den Abendhimmel warfen und, verbunden durch eine silbern leuchtende Nebelbrücke, fatamorganahaft das

Spiegelbild auf dem äußersten Osthimmel aufleuchten ließen. Rilke war betroffen; geneigt, ein schicksalhaftes Eingreifen der stummen Natur zu deuten.

Er schrieb mit der Genauigkeit seines Wortes die Beobachtungen dem ihm befreundeten Astronomen Baron Aretin nach München, der das Seltene der optischen Erscheinung bestätigte.

Nach dem Abendessen las Rilke vor, in kleinem oder bisweilen größerem Kreis. Aus seiner Augustinus-Übersetzung, an der er damals arbeitete, oder von den noch ungedruckten Gedichten. Öfters auch ein skandinavisches Volkslied, das ihm tiefen Eindruck gemacht hatte: »Klein Kerstin«.²⁴

Einmal, als wir allein waren, nahm er mir Hamsuns *Pan* aus der Hand: »Ein herrliches Buch! Ich werde es Ihnen zu Ende vorlesen.« Wir saßen draußen unter der alten Linde bei schwindendem Abendschein und Windlicht. Er las mit der ehrfürchtig-demütigen Bewunderung, die ihn für jede echte Kunst erfüllte. Mitten in den letzten Seiten mußte ich ihn unterbrechen. Denn das hätte er längst gerne einmal gesehen, wie da eine Eule mit ausgebreiteten Schwingen aus ihrer Turmbehausung abflog – lautlos über die alten Bäume und Rasenflächen hin dem Walde zu. Seine Freude galt dem glücklichen Einklang des milden Sommerabends, des *Pan* und der »Uhlenflucht«. In solchen Augenblicken liebte er auch unser westfälisches Land mit seiner dunklen Schwere.

Kurz bevor Rilke nach Böckel kam, war Augusta Hartmann hier gewesen. Da sind wir, wie öfters, über Land, über eine Wiese. »Du bist eine unverschämte Person«, fuhr sie mich an, als ihr Schuh im Sumpf steckenblieb – »einen solche Wege zu führen – meine guten Schuhe! Daß Du mir nicht den zarten Rilke solche Wege führst!« Wie sehr ich mir's auch zu Herzen nahm und mich bemühte – einmal geschah es dennoch. Wir kamen in eine

von landwirtschaftlicher Kultur unberührte Waldschneise und entzückten uns an dem nur dort vorkommenden, weißen, duftenden Knabenkraut. Wir pflückten davon. Rilke hielt die zarten Stengel behutsam in der Hand. Diese seltenen Orchideen lieben sumpfiges Wiesengelände; sie zogen uns, mit immer schöneren Blüten lockend, immer näher an den Bachlauf zu. Da war es geschehen. Trotz Rilkes schmalen weißen Gamaschen, die er damals nicht nur in der Stadt trug.

Später kam Augusta Hartmann in unsere Runde. Sie sang viele, in Bibliotheken selbst ausgegrabene alte Lieder; sang sie ganz vom innersten Wort aus. Auch alte weltliche Lieder.

Er liebte es, wenn wir uns gelegentlich feierlich anzogen. Dann trug Augusta ein schwarzes Taftkleid und ich »das aus der grünen metallnen Seide«. Wenn es kalt war, hatte ich ein spanisches Tuch mit langen Fransen über die Schultern gelegt.

Und immer wieder kamen die Stunden seines Vorlesens. Oft sprach er seinen *Bellmann*. Man hat es noch im Ohr, wie seine Stimme sich mächtig erhob: »Ach Bellmann, Bellmann, und die Nachbarin...«

In der ersten Zeit hatte man ihn öfter vormittags, in sich eingezogen, im Garten gehen sehn. Niemand von uns hätte gewagt, der zarten, knabenhaften Gestalt zu begegnen. Einmal, als er zum Nachmittagstee kam, brachte er mir ein Buch zurück. Augusta sah sein Überreichen. »Wie ein Page«, sagte sie. Ich war empört, fand es unbotmäßig. Rilke antwortete mit einem entzückenden Lächeln.

Später, wenn das Wetter es erlaubte, ging er morgens in den Wald. Eines Mittags kam er wie aus einer Vision. Er habe im Waldesdickicht ein kleines Wiesenrondell entdeckt mit einer Flachsrottekuhle. Der verborgene Platz habe ihn angezogen. Als er eine Weile dort gestanden habe, habe dicht vor ihm aus den Binsen ein Fischreiherr

sich lautlos erhoben. Unvergeßlich, wie er den Aufflug dieses großen Vogels mit seiner Hand gewissenhaft in die Luft zeichnete; zögernd erst, bis der ruhige Flug gelang. Das Erlebnis hatte ihn beglückt.

Einmal standen wir in Bieren vor dem großen Meierhof. Rilke freute sich, wie die zwei buntgemalten Lebensbäume zu beiden Seiten des Deelentores emporrankten, und er las die Inschriften darüber: »... fürchte Gott und sein Gericht, Himmel und Hölle sind kein Gedicht.« Er wiederholte: »Himmel und Hölle sind kein Gedicht.« Und leise: »Für mich auch nicht.«

Wenn Augusta Hartmann und ich heute zusammen sind, sprechen wir fast jedes Mal von dieser Böckeler Zeit. »Weißt Du noch...« Da tauchen winzig kleine Züge auf.

Wenn er während unseres Musizierens in den Raum kam, trat er so leise ein, daß man es nicht gemerkt hätte; aber sein Zuhören war so stark, daß man es augenblicks spürte, ohne ihn zu sehen. So bescheiden wie leise ging er zwischen den Menschen einher, ohne jedes Merkmal seiner hohen Berufung.

Auf seinem Schreibtisch sahen wir ein Lichtbild, wie er neben einem russischen Bauerndichter stand. Rilke wie ein *agnus dei*; der andere sehr selbstbewußt. »... Er trug immer ein Buch, damit alle sahen, daß er ein Dichter ist. Das ganze Dorf machte sich eine Ehre daraus, seinen Hof zu versorgen. Sie taten alle Arbeit für ihn, damit er nur ja dichten konnte...«

Rilke ließ uns das Fest der Zigeuner geradezu miterleben in einer kleinen Kirche nahe Marseille. Der Sarkophag der Heiligen wurde an rosenumwickelten Ketten ganz langsam von der Decke heruntergelassen. Wer ihn zuerst berührte, wurde geheilt. So haben die Zigeuner ihre rachitischen Kinder in die Höhe geworfen, damit sie den Sarkophag berührten. Es wurde voll und anstrengend im Kirchenschiff, Rilke ging hinaus, um sich zu erfrischen.

Da gab es ein anderes Bild: Die Zigeuner mußten auf ihren Pferden ins Meer reiten, so weit hinaus, wie sie Grund unter sich hatten. »Und wenn wir uns erfrischt hatten, und in die Kirche zu rückkamen, riefen die kleinen Mädchen immer noch: *Vive la Vierge!* Dazu schlugen sie Metall gegeneinander, ihre Kastagnetten flogen.« Rilke ahmte es nach, wie er's gesehen hatte – der Puttenfries vor uns lebte.

Selten sprach er von seiner Jugend. Drei Thermometer habe seine Mutter zur Zeit seiner ersten Schulwege an drei Seiten des Hauses gehängt, um nach dem Durchschnitt der Grade die Bekleidung für René zu bestimmen. Furchtbar für dieses verzärtelte Kind, in die Kadettenanstalt versetzt zu werden.

»Könnte ich noch etwas Tee haben?« bat er, »es ist noch ein wenig Zucker in der Tasse.« So genau nahm er die Kriegsvorschriften. Er lächelte oft so liebenswürdig, wenn man etwas gesagt hatte und wiederholte es zum Zeichen der Zustimmung. Seine Liebenswürdigkeit war echt. Nie hörte man ihn über andere schimpfen.

Wenn ein Gast sich an den Blumenschalen auf dem Tisch erfreut, werden sie besonders schön. »Sie dürften nie solch eine Schale fort tun, ohne vorher ein Gedicht darüber gemacht zu haben«, sagte Rilke. Ich lachte: »Sie könnten das, sich so lange davor setzen, bis das Gedicht folgsam käme. Mir würde das nichts nützen; bei mir kommt es ganz anders – hoffentlich nie wieder, wenn ich gerade den Hahn über der Badewanne aufgedreht habe und nach Beendigung des Gedichtes alles unter Wasser finde.«

In der letzten Zeit seines Hierseins waren alle anderen Gäste fort. Ich bat Tante Hanna, eine Freundin meiner Mutter, hierher zu kommen. Es gehörte sich, daß jemand im Hause war. Wir hatten Tante Hanna sehr gern, eine Pastorentochter aus dem Landstädtchen Petershagen. Tante Hanna hatte flinke Augen; ritsch-ratsch war

sie mit einer drastischen Bemerkung zur Hand. Eine Beziehung zu Rilkes Welt hätte man bei ihr vergeblich gesucht. Würde sie sie Gott-wohlgefällig finden? Es kam auf die Probe an. Wider Erwarten gelang das Einvernehmen. Ich konnte ruhig einige Tage fortreisen. Jeder schrieb vom andern geradezu entzückt. Gedichte wird Rilke ihr nicht vorgelesen haben. Aber sie gingen abends einmütig über die Wiesen, Champignons suchen.

Die seltenen Male mit Rilke allein ergab sich jene Art von Gespräch, die nach Goethes Märchen »erquicklicher ist als das Licht.« Rilke sprach dann von persönlichen Dingen.

Es sei für ihn eine große Enttäuschung gewesen, sagte er, als die große starke Clara Westhoff, nachdem sie geheiratet hatten, nicht mehr die Starke war, sondern die Frau, die bei *ihm* Anlehnung suchte.

Ein anderes Mal sprach er mir von dem Frühling 1906 in Paris. Wie er sich mit Paula Becker-Modersohn zum ersten Mal nach ihrem Kommen verabredet hatte zum Essen in dem kleinen Restaurant, das ihm vertraut war. Er schilderte ihr stummes Gegenübersitzen an dem kleinen Tisch: Paula verschleiert, wie es damals die Mode war.

Und nun hob Rilke seine beiden Hände in Kinn höhe; und ihre sachten Bewegungen schoben wie aufrollend einen unsichtbaren Schleier über den Wangen hoch. Dazu leise seine zurückhaltenden Worte – machten, daß es nicht mehr *sein* Antlitz war, sondern das der Paula Modersohn. Und was der Schleier da freilegte, langsam, Stück um Stück – das war das Strahlen vom Glück einer unbekannten, fast unwirklichen Freiheit.

»Ich kann arbeiten«, sagte dieses Antlitz. Sie hatte das Zuhause zurückgelassen, das in Wahrheit nicht ihres war – zurückgelassen, wie sie glaubte, für immer.

Und nun schilderte Rilke – er tat es mit Entzücktheit – wie sie alles, *alles* ihrer Arbeit untertan machte. Sie ging

in die großen Kaufhäuser »Louvre« und »Bon-Marché« und schwelgte im Anblick der herrlichen Stoffe und Teppiche, die sie sich vorlegen ließ. Die schönsten bestellte sie sich als Auswahlendung in ihr Atelier. Dann wurde dieser kleine, ärmliche Raum zur königlichen Schatzkammer. Erst verweilte sie tagelang in einer förmlichen Arbeit des Genießens, des Aufnehmens und Wiedergebens. Wenn dann ihre Augen sich sattgetrunken hatten an der Herrlichkeit und am Wissen um uralte Weisheit, wenn sie alles, alles aus diesen Stoffen und Teppichen herausgetrunken hatten, dann brauchten sie diese Dinge nicht mehr, und sie ließ die »Auswahlendung« wieder abholen. Und sie arbeitete, arbeitete, als ob sie ein ganzes Leben nachholen müßte und eines vorwegnehmen.

Rilke hatte sich öfter in jener Pariser Zeit in diesem *seinem* kleinen Restaurant mit ihr zusammen verabredet. Dann war einmal *sie* es, die *ihn* benachrichtigte, er möchte zum nächsten Mittag dorthin kommen. Und sie saßen sich wieder gegenüber. Wieder stumm. Es war, als wollte Rilke zum zweiten Mal die erste Begegnung schildern: genau das gleiche Heben seiner beiden Hände in Kinnhöhe, die gleichen sacht aufrollenden Bewegungen, die den unsichtbaren Schleier hochschoben, und man erwartete das Gesicht der Paula Modersohn wie beim ersten Mal. Jetzt aber schwieg Rilke zu den Bewegungen seiner Hände. Und was der Schleier freilegte, Stück um Stück, das war – ein ausgelöschtes Angesicht. Auch Rilke schien zu verlöschen. Sie hatte ihm einen Brief über den Tisch zugeschoben – aus der einstigen Heimat: Modersohn forderte ihre Rückkehr.

Ich wußte damals nichts von der inneren Nähe zwischen dem Dichter und der Malerin. Aber – wären mir diese Augenblicke so deutlich haften geblieben, wenn nicht alles Zarte und Starke mitgeschwungen hätte?

Weiteres erinnere ich nicht mehr, als Rilkes Worte über den Tod. Wie er dem ungeheuren Schaffen und Fertigmachen-Wollen dieser Frau mitten aus ihrer höchsten Feier heraus ein Ende setzte. Diese Erschütterung darf ich mir ersparen. Rilkes Worte weiß ich nicht mehr, und das Geschehen steht in der Literaturgeschichte.

Oder kam es doch nur aus Rilkes Worten, dieses Bild, bis heute in mir: wie Paula Modersohn drei Wochen nach Geburt ihres Kindes im Bette sitzt und sich schmückt für ihre Freundes-Gäste, die sie an diesem Abend erwartete? Richtig Aufsein durfte sie noch nicht. So ließ sie sich den Handspiegel geben – im Bett sitzend, Bänder und Tücher um sich gebreitet, eine Rose fürs Haar – dieses Schmücken zum Fest sollte *ihr* Fest sein – sie betrachtete sich im Handspiegel mit Wohlgefallen. Erst als die Gäste das Haus betraten, sollte sie aufstehen. Die Wärterin führte sie. Vorsichtig. Sie sank zusammen und starb.

Die Kriegsverhältnisse veranlaßten einen, sich in manchem zu versuchen, um im Notfall einspringen zu können. So ging ich manchmal in die Bierener Dorfkirche, um Orgelspiel zu erlernen. Die Beteiligung der Füße erschwerte es, ohne Lehrer zum Ziel zu kommen. Einmal, während ich mich redlich abquälte, spürte ich das Zuhören. Als ich mich umdrehte, saß Rilke unten im Kirchenschiff. Es blieb bei einigen wenigen Versuchen. Das einzige, was mir dieses vergebliche Bemühen einbrachte, war das gewonnene Vermögen, Orgelkonzerte anders einzuschätzen und vielleicht auch, ihnen anders folgen zu können.

Rilke wollte mir durchaus eine Harfe schenken. Zum Glück, muß ich gestehen, sie fand sich nicht. Es soll das entsagungsvollste Spiel im ganzen Orchester sein – über alle Maßen schwer.

Unter diese Gelegenheitsbeschäftigungen im Krieg fällt das Photographieren. Ich hatte nie einen Apparat in der

Hand gehabt. Jetzt gerade wurde mir ein billiger als wahre Rarität angeboten. Es gab ja so etwas nicht mehr. Ich nahm ihn.

Und nachmittags, nachdem wir unter der Linde Tee getrunken hatten, sagte ich, was eigentlich eine Dreistigkeit war: »Jetzt müssen Sie herhalten zum Ausprobieren des Apparates.« Rilke setzte sich auf einen großen Stein und blinzelte geduldig in die Sonne. Dann schlug er vor, in den Gemüsegarten zu gehen: Er stellte sich unter einen jungen Apfelbaum und griff nach der Frucht. Auch im Treibhaus entstand ein Bild. Als die Abzüge kamen, war Rilke unzufrieden, weil auf jedem Bild ein schmaler Streifen Lichtes quer durch ihn hindurchging. Ich legte die Bilder fort. Nach seinem Tod kamen sie mir in die Hände. Ich dachte, daß es eigentlich *gute* Bilder von ihm wären. Eine Berufsphotographin entfernte die Lichtstreifen; Frau Kippenberg, die doch sämtliche seiner Photographien zur Verfügung hatte, wählte das unter dem Apfelbaum für ihr Rilke-Buch.

Augusta Hartmann schrieb 1931 darüber: »... Rilkes Bild bewegte mich sehr. Damals waren wir nicht sehr zufrieden mit der Aufnahme. Sein unbeschreiblicher Zauber lag ja auch nicht in den Zügen, die festzuhalten sind. Ich merke, wie ich in Träumen versunken bin und ihn so jünglingshaft zart und adelig durch den Park streifen sehe. Seinem leichten Körper sah man selbst aus der Ferne die Feinfühligkeit an.«

So steht er jetzt vor mir; zwei Schritte von meinem Schreibtisch entfernt standen wir beide im Gespräch über eine Notiz mit abfälliger Bemerkung: Bettinas Verhalten Goethe gegenüber. Was ich gesagt oder gefragt hatte, weiß ich nicht mehr. Nur noch Rilkes Antwort:

»Der Liebende ist immer im Recht.«

Eines Sonntags Nachmittag fuhren wir, obgleich der Himmel drohend sich zusammenzog, im offenen Jagdwagen mit Ackerpferden – ein anderes Gespann hatte

uns der Krieg nicht gelassen – mit einem Knecht über Land. Als wir in das Dorf Holzhausen kamen, brach das Gewitter los, mit Hagel und Wolkenbruch. In einem Bauerngehöft stand das Deelentor weit offen. Wir fuhren hinein, um für uns alle, Menschen und Pferde, Schutz zu suchen. Rilke und ich stiegen aus. Die Tür zur guten Stube stand offen. Die Bewohner waren wohl hinausgeeilt, das Vieh von der Weide zu holen. Wir gingen über den sandbestreuten Estrich bis zur Mitte. Da blieben wir stehen und horchten auf die Stille. Das gleichmäßige Summen der Fliegen gehörte dazu, und das Ticken der Uhr; so beharrlich, als wäre es die Ewigkeit, eingelassen in die braune Täfelung mit einem blumenummalten Zifferblatt, die immer weiter, weiter tickte. Rilke ging zur Ecke hin, auf den viereckigen großen Tisch zu. Da lag eine Zeitung, aufgeschlagen, mit der Sonntagsbeilage in schönem braunem Tiefdruck. »Toledo!« rief Rilke entzückt. Toledo? schlug es in mir an – das hing für mich zusammen mit einer flüchtig-eindringlichen Begegnung, die damals immer mit mir ging, die es vermocht hatte, daß ich all diese kostbare Zeit *lointaine*, fast wie durch einen Schleier erlebte. Was auf dem Bild zu sehen war, hatte ich längst vergessen. Ich habe ja Toledo nie von Angesicht gesehen. Aber Rilke baute diese ansteigende Stadt mit seinen zeichnenden Händen in großen Linien vor mir auf – den Bogen der Brücke über den Tajo – mit der Hingerissenheit des Liebenden, der anbietet. So sprach er von ihr und schwieg von ihr. Und es war und blieb eine unvergeßliche Stadt. Eine Schicksalsstadt.

Das Märchen von Gesines Ring

Es war ein Ring von seltener Schönheit. Jeder Kundige sagte, dass er keinen schöneren gesehn. Der ihn einst gemacht, war längst im Himmel. Denn mag auch Gott die strengste Auswahl halten, weil sonst ihm selbst leicht das Dasein droben verleidet würde – den, der solch einen Ring gemacht hat, müsste er hereinlassen. Und wenn es ihn ein kleines Stück Ewigkeit lang verdrießen sollte, dass nicht er selbst in seinen sieben Tagen auf den Gedanken gekommen war, diesen Ring hervorzubringen. Wenn er auch Blumen, Käfer, Licht und Wassertropfen von großer Schönheit geschaffen hat, und dass er infolgedessen wohl mit seinem Werk zufrieden sein könnte – in diesem Falle tröstet das alles nicht, es hätte eben solch ein Ring sein müssen.

Steine und Gold stammten aus den sieben Schöpfungstagen. Aber was hatte der längst verstorbene Meister an ihnen getan, bis sie zu diesem Ring wurden? Ein Brautbouquet aus lauter weißen Rosen hielt der Reif. Die Rose der Mitte überragte groß und aufgeblüht. Sie konnte ernst, verträumt sein, oder flatterhaft, wie das Licht es wollte. Die vielen kleinen Knospen rings herum waren durch winzige Blattspitzen festgehalten, zwischen denen sie hervorblinzelten. Der schmale goldene Reif brauchte sich nur um den Finger zu kümmern. Und tat es bescheiden, mit zierlicher Anmut. Einst war er wohl ebenmäßig rund gewesen, aber jedesmal, wenn der Ring vererbt wurde, musste er geweitet oder verengert werden. Und da dem Goldschmied jeweils große Eile anempfohlen wurde, weil man solch einen Ring, (obgleich man ihn bisher nicht besessen), keinen weiteren Augenblick entbehren kann. Darum wurde er schließlich etwas schief und breit gedrückt. Der Eigentümer glaubte, die verstorbene Ahnfrau hätte in ihrer Jugend einmal darauf getreten, und verehrte ihn infolgedessen noch inniger.

Die schöne Gesine hatte ihn nicht der Gunst des Todes zu verdanken. Sie war eine der Glücklichen, die von mehr als einem Mann, und sogar von entfernteren weiblichen anverwandten geliebt wurde.

Als die Patentante in ihrem elterlichen Hause zu einem ihrer ausgedehnten Besuche weilte, rief sie die Achtzehnjährige in ihr Zimmer und begann eine Rede, deren langsame, feierliche Worte die schöne Gesine peinlich erröten und um ein baldiges Ende beten ließen. Der Schluss aber lautete: » ...darum, mein liebes Kind, will ich Dir schon heute diesen Ring zum Eigentum geben. Zeige Dich seiner wert, wie alle, die ihn vor Dir an jetzo erblichen Finger trugen.« Und sie gab ihn Gesine an die rechte Hand. Denn für die Linke war er etwas zu weit.

Das Mädchen lief glücklich zu seinen Eltern, auf deren Dankbarkeit es die gute Tante vor allen Dingen abgesehen hatte. Sie lief hinaus in die Sonne und betrachtete das Funkeln der Steine. Nie hatte sie etwas Schöneres gesehen.

Zwei Tage später war in der Stadt ein großes Fest, zu dem auch ein Prinz geladen war. Nicht ohne Absicht der Patentante sollte Gesine an diesem Abend den kostbaren Ring tragen. Schön war der Glanz ihres blonden Haares, schöner das Leuchten gütiger und reiner Gedanken auf ihrem zarten Antlitz. Wer das nicht wahrzunehmen vermochte und nicht das stille Wohltun ihrer Bewegung, für den blieb der Ring übrig am Finger ihrer rechten Hand. So hatte es die Tante eingerichtet.

Und sie sah mit Zufriedenheit, wie an jenem Abend das Mädchen endlich im Kreise der Jugend neben dem Prinzen saß. Der Zufall und ihr Tänzer hatten sie dorthin, auf den einzig noch freien Platz gebracht. Ihr Geschmack hätte einen andren gesucht. Oh, dieser Prinz missfiel ihr auf den ersten Blick. Dies hochgezogene Lachen brauchte man nur von Weitem zu sehen, so wusste man schon,

dass es nicht sein durfte. Und in seiner Stimme klang noch die Hässlichkeit der letzterzählten Geschichte nach. Wenn er auch einen höflichen Satz sprach.

Gesine war infolgedessen verstummt. Ihre Gedanken, die sonst nur zwischen freundlichen Geländen einhergingen, sagten jetzt hart und bestimmt: Dieser Prinz ist ein eitler Mensch, er wähnt sich klug und bedeutend, und versteht sich doch nur auf unebene Geschichten.

Aber was war denn das? Hatte sie recht gesehen? Aus seiner linken Hand strahlte ihr das Rosenbouquet ihres Ringes entgegen. Er hatte es nach innen gedreht. Und wenn er beschwörend die Hand erhob, funkelte es wie ein geheimnisvolles Zeichen. Gesine sah genau hin. Der große Stein in der Mitte, die vielen kleinen außen herum. Sie fühlte erschrocken an ihre rechte Hand. Aber ihr Ring war da. Eben derselbe Ring.

Die Langeweile, das Missfallen über den Prinzen und der entfernte Klang der Musik mischten sich in ihr zu einer kleinen Lustigkeit. Was mag die Drehung des Ringes bedeuten? Erlangt er auf diese Weise eine besondere Kraft? Etwas wird geschehen. Etwas Gefährliches oder Unheimliches. Das kann man nicht ändern. Man muss den Ring ein wenig drehen. So. Die Steine auf die Innenseite der Hand. Und nun muss man auch die Hand ein wenig heben, etwa das Kinn stützen. Wenn nun der Prinz herüberschaut – was dann? Dieser schreckliche Prinz. Vielleicht wird er wütend über die Unart und das ist alles. Vielleicht ... Es gibt unzählige komische Möglichkeiten.

Aber nicht für den Prinzen. Es geschah nichts. Gar nichts.

Die Tante war nicht zufrieden mit dem Erfolg dieses Abends. Doch Gesine hatte wenigstens einen Spaß gehabt. Sie taufte ihren Ring: Prinz Odilo.

Ein Jahr später, als der November einige freundliche Sonnentage bereute und Schnee und Regen wütend durcheinanderjagte, kam Gesine ohne Schirm, außerordentlich durchnässt, nach Hause. Vor allem hatte ihr weißer Hermelinkragen gelitten.

»Solch einen Pelz darf man doch nicht bei Regenwetter tragen!«, rief entsetzt die Tante, die schon wieder zu Besuch im Hause weilte.

Gesine sah betrübt auf das struppige Gewirr des weißen Felles, das sie noch soeben in sanfter Glätte geziert.

Es blieb nichts anderes übrig, als aufhängen und trocknen lassen.

Am nächsten Morgen ging Gesine, ehe die Tante aufgestanden war, leise hinunter und sah nach ihrem Hermelin. Er war trocken. Wenn man fest mit der Hand darüberstrich, bekam er sogar allmählich seine sanfte Glätte wieder. Gesine hielt die erholte Stelle freudig an die Wange, nahm eine Bürste, und da ihr in der Morgenkälte die Fingerspitzen prickelten, ging sie in die Nähe des Ofens und bürstete flink und ausdauernd.

Plötzlich ging ein großer Schwung von ihr aus. In der Ofenecke klirrte es stumpf. Ihr Ring war mit dem letzten Bürstenstrich vom Finger abgeflogen, mitten in den Holzkorb hinein, den die Magd soeben bis obenhin frisch aufgeschichtet hatte. Prinz Odilo. Gesine lachte.

Vor allen Dingen aber freute sie sich an ihrem Hermelin, der fast wie neu erprangte, trotzdem die Tante gesagt hatte, dass solch ein zartes Fell durchaus kein Regenwetter verträge.

Das Suchen des Ringes hatte keine Eile. »Das Haus verliert ja nichts«, hatte sie öfters sagen hören.

Aber der Zufall schien mit diesem Ring verschwistert. Infolge der plötzlichen Kälte hatte sich eine Maus in das Zimmer geschlichen, und zwar eine hellsichtige Maus, mit Fähigkeiten, die heutzutage von Ärzten nur mehr belächelt, aber nicht endgültig widerlegt werden. Sie wusste

alles. Infolgedessen war sie bei den Mäusen im höchsten Grade unbeliebt. Zumal sie nicht einmal von den Dingen sprach, die sie wusste. Oft schon hatte ihr eigenes Geschlecht ihr nach dem Leben gestellt. Doch die übernatürlichen Eingebungen retteten sie noch jedes Mal vor ihren Verfolgern.

Um die Mäuse kümmerte sie sich überhaupt nicht viel. Wer solche Gaben und Kräfte besitzt, trachtet nach dem Erforschen der höheren Wesen, die dem eigenen Geschlechte sonst verschlossen bleiben. So war es der Geist-Mensch, mit dem sich diese Maus befasste.

Die Gedanken der Menschen konnte sie in ihrem kleinen Hirn nicht nachdenken, ihre vielen klugen Worte nicht verstehen, aber die Menschen waren nun doch einmal ihr ganzes Interesse.

Die Maus hatte es also im Verhältnis recht leicht, ihre Begabung zu verwenden. Sie brauchte nicht die klugen Reden zu hören und nicht die Philosophien zu lesen, die die Menschen schreiben. Sie setzte sich unter den Schrank, vorn, am Rande des Schattens, und sah zu, wie sie des Morgens aufstanden und sich ankleideten. Da erfuhr sie gerade genug.

Da diese selten begabte Maus zugegen war, als Gesine beim Bürsten ihres weißen Hermelins den Ring in den Holzkorb schleuderte, kann es nicht wunder nehmen, was geschah, während sie ruhig lächelnd eine Schicht Holz nach der andern auf den Teppich legte. (Was eigentlich nicht hätte sein dürfen).

»Wirklich bis auf den untersten Grund gerutscht,« sagte sie vor sich hin. »Nun ja, kein Wunder bei seiner kostbaren Schwere.« Und sie rief ihn: »Prinz Odilo!«

Die letzten Scheite waren ausgeräumt. Wo ist der Ring? Sie hob den Korb und trug ihn ans Licht. Sie fingerte über das dichte Weidengeflecht. Hatte sie nicht genau Holz für Holz herausgenommen? Vielleicht auf dem Boden, daneben? Er kann ja nicht fort sein.

Aber etwas beklemmend war es doch. Besonders, falls Mutter oder Tante kämen, so lange das Holz noch auf dem Teppich lag.

Sie schichtete wieder ein. Der Korb war in Ordnung. Aber der Ring?

Sie sagte nichts während des Frühstücks. Sie zeigte vielmehr ihren geretteten Hermelin.

»Nun ja, etwas verloren hat er doch«, bemerkte die Tante.

Nach dem Frühstück eilte Gesine zu Rosa, der guten hilfreichen Köchin. Sie würde den Ring schon finden.

Die tat genau, was Gesine vorher getan, auf ihre breitere, infolgedessen zuverlässigere Weise. Holz für Holz. Und klopfte dann den umgedrehten Korb ein paar kräftige Mal auf dem Küchenboden auf. Denn mehr kann man in solchem Falle nicht tun.

Aber der Ring kam nicht wieder. Nach einigen Wiederholungen dieses fruchtlosen Suchens brach Gesine in Schluchzen aus und konnte ihr Unglück nicht länger verheimlichen.

»Siehst Du ...!« Die Tante hatte es natürlich schon bei dem Hermelin gewusst, dass sie nicht Acht gab auf ihre Sachen.

Statt dass jemand sie in den Arm genommen hätte und versucht, sie mit guter Stimme über den Ring zu trösten. Denn sie war sehr traurig.

Die Maus musste doch wohl kein Herz haben, wenn sie im Stande war, Gesine diesen Schmerz zu bereiten. Die aber fühlte wiederum höhere Absichten, denen gegenüber die Tränen eines jungen Mädchens erduldet werden mussten.

Denn diese Maus wusste nicht allein, dass Prinz Odilo den gleichen Ring besaß, sondern sie kannte auch die verborgene Eigenschaft dieser Ringe: Wenn sie von jemandem getragen wurden, in dessen Gedanken das Gute und Reine stärker war, als das Böse, so ging das Gute und

Reine auf den Nachfolger über. Die Tante hatte in dieser Beziehung dem Ring keine besondere Kraft verliehen. Aber der, der ihn nach Gesine trug, der könnte wohl einen Einfluss verspüren.

In der Nacht, die auf Gesines schmerzvollen Tag folgte, kam die Maus in das Schlafzimmer des Prinzen. Sehr langsam und vorsichtig, denn der Ring schleifte an ihrem Schwanz. Und sie wartete ein besonders tiefes Atmen ab. Dann tauschte sie flink die beiden Ringe gegeneinander aus.

Als sie wieder in Sicherheit war, besann sie sich, ob sie den des Prinzen wohl Gesine bringen sollte. Doch dachte sie: Wenn auch das Böse nicht so stark ist, wie das Gute, man soll nichts herausfordern. Gesine durfte nicht in ihren freundlichen Mädchengedanken gestört werden. Zum Spielzeug für ihre kleinen Mäuseneffen fand die Maus den Ring nicht geeignet. Sie wollte ihn lieber verwahren. So kletterte sie denn auf das Dach und hing ihn über die Spitze der Wetterfahne. Mag er sich da oben mit den Winden drehen und anstellen, was er will.

Der Prinz trug Gesines Ring. Als er ihn zum ersten Mal auf den Finger ziehen wollte, sagte er: »Sonderbar, ist mir der Ring über Nacht zu eng geworden. Wie sich doch der Mensch verändert.« Der Goldschmied musste ihn weiter machen. Dann nahm ihn der Prinz an seinen Finger, als wäre nichts geschehen, und drehte die Steine ins Innere der Hand, wie es seine Gewohnheit war. Aber nun fing es an zu geschehen.

Die hellsichtige Maus saß Morgen für Morgen im Schatten unter dem großen Schrank und wartete ab. Beim Aufstehen, ehe der Prinz sich gewaschen hatte, war keine Veränderung zu bemerken. Aber dann, wenn er den Ring an den Finger steckte, und der Diener den Kaffee servierte, klang seine Stimme schon freundlich. Er sah aus dem Fenster und freute sich über das Grünen der

Bäume, und wenn die Vögel sangen, seufzte er: »Wie schön doch die Welt ist!« Ohne Seufzen ging es nicht. Denn obgleich er freundliche und reine Gedanken mit dem Ring bekommen hatte, so konnte er doch nicht immer fröhlich sein. Der Ring machte, dass er Gesines Abscheu vor ihm fühlte, als wäre es sein eigener Abscheu vor sich selbst. »Ich bin ein eitler Mensch,« sagte er bei sich »blase mich auf vor Gott und Welt. Und wer bin ich im Grunde? Wäre ich nicht ein Prinz mit einem schönen Schloss und Dienern und Equipagen, so würde sich niemand um mich kümmern. Ich bin nicht wert, dass ein freundlicher Blick auf mir ruht. Ach, das tut ja auch kein freundlicher Blick! Nur Schmeichler sehen mich an und sagen mir, was ich zu hören wünsche. Ich unglückliche Kreatur!« Und dann schluchzte er zum Herzerbrechen, dass sein guter Diener alles vergaß, womit der Prinz ihn früher gequält und beleidigt hatte und ihn zu trösten suchte.

Jeder, der von nun an dem Prinzen begegnete, sagte: »Nein, dieser charmante Mensch! Wie schade nur, dass er so melancholisch ist!«

Aber er hatte auch seine fröhlichen Stunden. Da sah er das Funkeln der Sonnenstrahlen und den stillen Glanz der Regentropfen und alles, was schön und leuchtend und lebenswert ist auf der Welt. Und er sah Gesine.

Sie traute ihren Augen nicht, als sie seinem Blick begegnete. Sie musste sich getäuscht haben, damals auf dem Fest. Das war auch eine andere Stimme gewesen. Diese Stimme tat ja bis in die innerste Seele wohl!

Der Prinz konnte nicht mehr sagen, dass ihn nur schmeichlerische, nie aber freundliche Augen anblickten. Und konnte nicht mehr seufzen: »Ich unglückliche Kreatur!«

Als er wieder allein in seinem Schloss war, rief er leise: »Gesine!« Und er klagte: »Gesine!« Und er liebte: Gesine. So wurde Gesine seine Braut.

Wer dürfte bei den Zärtlichkeiten verweilen, die nun ihren flimmernden Anfang nahmen? Ward nicht zum Wohle ihrer Verborgenheit das allumfassende Wort: Ich liebe Dich?

Der Prinz hatte nicht mehr unter seiner Melancholie zu leiden, denn Gesine wusste ihn so allerliebste zu widerlegen, mit dem süßen Genuss, den solche Selbstanklagen stets für die Tröstende bedeuten, wenn sie ihnen aus ganzer Seele zu widersprechen vermag.

Einst saß die Tante bei dem Brautpaar, um ihrerseits zum jungen Glücke beizutragen. Da wandte die sich plötzlich an den Prinzen: »Gib doch einmal Deinen Ring, damit ich ihn genau betrachte.«

Er zog ihn ab mit großer Mühe, denn sein Finger hatte sich um ein wenig gerundet, weshalb er den Ring selbst nachts nicht mehr vom Finger nahm, wie es vorher seine Gewohnheit gewesen.

Und die Tante hielt den Ring dicht vor den Augen. »Was ich Dir sage, es ist eben derselbe Ring, den ich Gesine gab, und den sie verlor!

Da der Prinz den Ring nun abgelegt und dadurch keinen Anlass für ein freundliches Betragen hatte, so widersprach er auf seine frühere hochfahrende Art: Sein Ring hätte noch niemals seines Gleichen gefunden. Je schöner die Dinge, desto seltener, und dieser Ring sei vollkommen.

Die Tante konnte so etwas nicht vertragen und sagte streng: »Erlaube! Ich werde meinen eigenen Ring doch wohl gekannt haben! Selbst der kleine Schaden hier an der Fassung war der gleiche.«

»So wollen Sie denn behaupten, ich hätte Ihren Ring gestohlen!«, rief der Prinz zornig aus. Es wurde recht laut und ungemütlich.

Da legte Gesine beschwichtigend die Hand auf des Prinzen Arm und sah flehend zu ihm auf. Er aber stieß ihre

Hand von sich, als hätte er sie nie geliebt und sah in ihre Augen mit einem so bösen Blick, dass sie ohnmächtig zu Boden fiel.

Als sie zu sich kam, hatte er seinen Ring wieder am Finger. Er stand voll Sorge über sie gebeugt und sagte sanft und traurig: »Was ist nur geschehen? Es war doch nur ein Scherz?«

Die Tante bekam keine solche übernatürlich Hilfe zu einer gütigen Auffassung und bestand noch längere Zeit auf ihrer Verstimmung, obgleich sie nicht einmal ahnte, dass sie im Grunde Recht hatte. Denn sie erkannte doch wirklich Gesines Ring.

Dieser missliebige Augenblick war längst vorüber. Die Uhr in Gesines Stube hatte inzwischen eine große Anzahl froher und zärtlicher Stunden ausgerufen. Immer wieder eine. Diese gute Uhr ist, als wüsste sie überhaupt gar nichts mehr von jenem Augenblick.

Warum musste denn Gesine noch an ihn denken? Sie wollte doch nicht. Sie sah den Prinzen an und wusste, dass er gut und edel war, und dass er sie liebte. Das war doch genug.

Die Hochzeit ward mit Pracht gefeiert. Gesine saß in großer Schönheit neben ihrem Gemahl. Was blickt sie aber so still und ernst vor sich nieder? Warum musste Gesine jetzt, während der Hochzeitstafel daran denken, wie der Prinz sie das eine Mal so böse angeschaut? Hätte sie ihn doch mit ihren Armen umschlingen können und ihm sagen: Vergib mir, dass ich jetzt, in unserm großen Glück, an dieses eine Mal zurückdenken muss!

Als das Fest sich seinem Ende näherte, und das junge Paar mit vier Schimmeln davonfuhr, blieb keine Zeit mehr übrig für solch traurige Gedanken. Denn es ging mitten in die weite Welt hinein – in unbekannte Länder mit neuen Himmeln und neuen, wundersamen Sternennächten....

Der Prinz wandelte an den blauen Gestaden des Meeres – und sah doch nichts als Gesine. Er stand vor den Göttinnen längst versunkener Zeiten – und betete doch nur zu Gesine. Selbst in dem großen Paris, wo es so vieles gibt, was Prinzen am schönsten finden – ging er nie ohne Gesine.

Und sie kehrten heim in sein Schloss. Gesine hatte nicht Wünsche genug, dass ihr Gemahl sie erfüllte.

Als im dritten Sommer ihr Geburtstag wiederkehrte, besann er sich fünf Tage lang, und es wollte ihm keine Überraschung für sie einfallen. Da sich aber seine Liebe zu ihr immer noch vergrößert hatte, so wollte er ihr auch ein besonderes Zeichen dafür geben. Während er nachsann, fiel sein Blick auf den Ring an seinem Finger. Konnte er ihr etwas Schöneres schenken als diesen Ring? Er ging zum Goldarbeiter und ließ den Reifen durchschneiden, denn der Finger hielt ihn fest. Auch musste er wiederum verengert werden.

Gesines Freude war vollkommen. Wie gut, dachte sie, dass der Ring der Tante damals nicht wieder zum Vorschein kam. Denn was bedeutet die Schönheit eines Geschenkes, gegen das Hinnehmen aus einer geliebten Hand?!

Der Ring hatte lang und eindringlich seine wohltätige Macht auf den Prinzen ausgeübt. Selbst das Gute kann zur Gewohnheit werden. Wenn es auch seine erfreuliche Wirkung dadurch vermindert.

Und wer wie Gesine so fest an die Güte des andern glaubt, sieht ihren Schein noch lange nach ihrem abendlichen Untergang.

Der Sommer war zu Ende. Auch der letzte Sommer war eines Tages zu Ende gewesen. Und der Sommer davor. Doch nie hatte Gesine es bemerkt. Denn der Herbst kam ihr willkommen und die Kälte des Winters hatte sie nicht erschreckt. Warum saß sie jetzt und trauerte dem Sommer nach, als könnte er nie, nie wiederkommen?

Sie blickte ängstlich zu ihrem Gemahl auf. Das waren nicht die Augen, unter deren Blicken sie so beglückt einhergegangen. Und das war nicht der Mund, der sie mit süßem Namen genannt und sie so innig geküsst. Der fremde Prinz, der ihr damals auf dem Fest missfallen hatte, kam ihr in die Gedanken. Und sie erzitterte.

Ihr Gemahl schalt sie mit harten Worten, weil sie ernst und traurig neben ihm saß, anstatt ihn aufzuheitern.

Hatte die Maus es so gewollt, als sie den Ring aus dem Holzkorb verschleppte? Hatte sie den andern Ring nur so lange über die Spitze der Wetterfahne gehängt, bis der Prinz Gesine gefunden?

Wenn Frauen traurig sind, können sie nur einen einzigen Gedanken denken: »Warum liebt er mich nicht mehr?«

In diesen Gedanken legte Gesine all ihre kostbaren Erinnerungen wie in eine gläserne Schale und sah hindurch und weinte.

Das Schlimmste war, dass Gesine ihren Gemahl nicht mehr lieben konnte. Ihr graute vor der Hässlichkeit seiner Reden und vor dem hochgezogenen Lachen, das nicht sein darf.

Manchmal war ihre Traurigkeit so groß, das es besser gewesen wäre, sie hätte sich in der dunklen Nacht davongeschlichen. Aber das kann man nicht, wenn man einmal einen Menschen lieb gehabt hat. Man wird bis an sein Lebensende nicht fertig, das an ihm wieder zu suchen, was man einmal Schönes und Kostbares an ihm gefunden.

Eines Tages betrachtete sie des Prinzen Hand, die ihr früher so vertraut gewesen und streichelte sie in schmerzlicher Erinnerung. Da berührte ihn der Ring. Seine Kraft war noch gewachsen, seit Gesine ihn wieder zurückbekommen hatte.

Der Blick in den Augen des Prinzen veränderte sich. Er sah sie freundlich an. Und seine Stimme erinnerte sich

wieder der Worte, denen sie nicht so gern den zärtlichen Klang mitgab.

Er war heiter und glücklich. »Gib mir Deine Hand, Gesine!« Wie jubelte Gesine! Sie hatte ihn wiedererkannt, den sie liebte. Konnte sie je aufhören, ihn zu lieben?

Die Zeit steten Glückes kehrte nicht zurück. Des Prinzen ungutes Wesen nahm wieder überhand.

Aber es war eine Sehnsucht in ihm geblieben. Plötzlich fiel es ihm ein: »Gib mir Deine Hand, Gesine!« Und jedes Mal beruhigten sich seine unwirschen Gedanken.

Hatte die Maus dennoch ihr Werk vollendet? Man müsste Gesine fragen. Sie weinte nicht mehr einer vergangenen Zeit nach. Sie lächelte, wenn sie zurückdachte. Was war denn alles stete Glück gegen e i n solch dunkles Verlangen: »Gib mir Deine Hand, Gesine!«

Ob der andere Ring noch an der Wetterfahne hängt? Vielleicht hat ihn eine Elster geholt und ihn fallen lassen, während sie über einen verschlafenen Teich flog. Denn er war ja schwer.

Gesines Ring blieb noch hundert Jahre in der prinzlichen Familie, wie es die Tante ihm zugedacht hatte. Bis ein Nachkomme in Not geriet und ihn, wie irgendeinen Ring, verkaufte.

In Memoriam

Ich suche dich in meinem leeren Haus,
Ich such dich in der ganzen leeren Welt;
Und weiß doch, dass mein Suchen sinnlos ist,
Weil ich dich nirgend, nirgend finden kann.

Die Menschen, die an mir vorübergehn –
War ich einmal wie sie?
Sprach ich wie sie?
Lasst mich allein.

Ich such dich in der ganzen leeren Welt – –

Ich muss zu unseren Toten gehen – sie wissen
Ein anderes Nahesein als bisher war,
Ein andres Lieben als nur im Vermissen.
Du dort, ich hier –
So bleibst du, was du mir gewesen:
Mein Stern – du kannst nicht untergehn.
Nur muss ich durch das tiefe Dunkel tasten,
Um dich zu sehn.

Mutter und Tochter

Die Mutter

Ich hatte Angst vor dir.
Kaum, dass du am Leben warst,
Erschrak ich.
Es hatte mich so ernst
Noch niemand angeschaut,
Wie dieses Kind,
Das aus mir kam.
Und nicht
Als wär's ein Schmerz von mir,
Den ich mir in der Stunde Not
Mit ausgerissen –
Es war ein Wissen
Um eine Traurigkeit,
Die ich nicht kannte.
Hätt ich dich fragen können!
Doch das konnt ich nie.
Auch später nicht,
Als du zu spielen
Aufhörtest wenn ich kam,
Als wäre selbst dein Spiel
Zu ernst für mich.

Meinst du, ich hätte nicht gesehen,
Wie schwer du deine Sehnsucht trugst? –
Wenn du, die kleinen Hände voll,
Die Bücher und die Kasten aus dem Schrank geholt –
Dies Tragen hörte plötzlich auf,
Wenn du die Stelle fandest,
Da du das alles vorsichtig
Dem nahen Boden geben konntest.
Dann kam ein klein zufrieden Atmen.
Doch im ganzen Haus

Und auch im Garten
War kein Raum
Für deine Sehnsucht.
Die trugst du immer weiter.
Und immer trugst du sie –
Manchmal ganz nah –
An mir vorüber.

Schon damals hast du mich
Vorwürfig angeblickt.
Ich wollt dich an mich ziehn;
Doch sah ich dann den Blick,
Der dicht an mir vorüberging –
Wohin, das wusst ich nicht,
Und sah die Traurigkeit
Von deinem ersten Tag,
Die anders war als meine – –
Da wurde meine Liebe zaghaft.
Da ließ ich dich allein.

Die Tochter

Ich weiß es nun,
Dass alle Liebe,
Die du schwer
In dir zurückgehalten,
Mir die beste war.

Hättest du mich zu dir gezogen
Als einen Teil von dir,
Hättest du meinen Weg verbogen.
Du aber ließest mich ihn gehn
Und sahst doch nicht, wohin er führte.
Ich hätt dir sagen sollen,
Wohin ich wollte.

Doch wusst ich's immer erst nachher;
Dann aber fragte niemand mehr –
Dann war ich schon allein.

Hättest du mich an dich gerissen,
Wär ich leicht zerbrochen.
Jedes Wissen,
Das nicht aus mir kam,
war mir schon Gefahr.
Ich war
Ein Glas.
Du hast es vorsichtig getragen.
Ich spiegelte auf einmal vielerlei;
Drum sahen andere mein Bild nicht klar,
Und war so leicht beschlagen –
Von deinem Atem oft.
Dann war ich dir nicht lieb,
War nicht das Kind, das du erhofft.
Und nur die Sorge blieb.

Nun steh ich voll bis an den Rand,
Von meinem Inhalt schwer.
Und dies Gefülltsein ist mein Widerstand.
Ich hab die Mutter erst in dir gesehen,
Als ich ganz stark und ganz ich selber war.

Nun ist mir keine Liebe mehr Gefahr.

Heimat

Wer hat gerufen, du oder ich?
Heimat, ich weiß es nicht mehr.
Aber ich weiß noch den Frühlingstag,
Als ich dich – – oder du mich
Angeschaut.
Nahmst mich als wär'ich dein Kind,
Oder ob ich im Arm dir lag
Wie eine Braut?
Liebtest mich sehr.

Du hast mir alles geschenkt:
Träume, zärtlich und lind,
Was ich im Spiel ersonnen;
Hast mir in's Herz gesenkt
Deine Wonnen.
Und du wecktest die Leidenschaft,
mich am Sturm zu erproben;
Hast mich mit erdener Kraft
An deinen Himmel gehoben.

II

Wer hielt die Treue? Ich oder du?
Heimat, ich weiß es nicht.
Aber wenn ich versunken stand
Mitten im festlichen Treiben,
Angeglänzt durch ein Gesicht,
Durch einer Stimme zärtlichen Schimmer,
Fasstest du plötzlich meine Hand
Und ich konnte nicht bleiben.

Alles, alles trug ich dir zu;
Wurde der Jubel doch erst wach
Im verhaltenen Licht

Unter dem wölbenden Buchendach.
Aber im hellgrünen Flimmer
Perlte ein Traurigsein –
Wem sollt' ich's klagen,
Wem anders als dir?
Heimat, du
Willst mich allein?

III

Immer noch rührt mich dein Zauber an,
Wenn sich der Sommer schon neigt
Und aus der Fülle von Blüten und Reifen
Letztes einsames Leuchten
Zwischen den Wäldern steigt;
Wenn über braunen Ackerstreifen
Ernst die Gespanne gehen
Und sich die dunkel – feuchten
Schollen unter der Pflugschar drehn.

Bist du mir alles?
Heimat, o still!
Keiner soll fragen.
Weil ich dir danken will.

Ich bin den Menschen nicht so nah verwandt
Wie dir, mein stilles dunkelzügig Land,
Wir haben einen frühen Bund geschlossen.
Weil mir die Heimat fern der Welt
Und einsam war, hast du dich mir gesellt –
So ernst wie ich – zum liebenden Genossen.
Das weite Land war meiner Träume Raum;
Bis an des Himmels schmalen Saum
Des braunen Ackers buntbestellte Streifen
Und Wiesenmoor und heidige Hügel;
Darüber zarte Wolkenflügel,

In die gen Abend kräftige Winde greifen – –
Der Wald, geneigt, als käm er auf mich zu,
Nahm meine Sehnsucht ein in seine Ruh.

Auszug aus »Die lippische Rose.
Historischer Roman«

Ein Jahr war dahingegangen. Man schrieb 1716; als der Graf zur Lippe seinen Intendanten zum Rapport beorderte.

Dieser Nivelin Blume war Herr – wenn auch nicht über alle Gelder, so doch über alle Kassen – vornehmlich über die gräfliche Privatschatulle. Er zahlte daraus, was er zu zahlen nicht hindern konnte; ob es ihm dringend erschien oder nicht; und trug schweigend die Sorge, wenn der Metallboden der Kasse durch den dünnen Belag von Münzen hindurchschien, ohne daß hilfreiche Einnahmen auch nur von ferne winkten.

»So höre doch«, rief der Graf dem Herbeigerufenen entgegen, »den 16. Junius sei Ihre Zarische Majestät Petrus Alexeiwitsch, der erste Kaiser von Rußland zu Pymont angekommen und habe sich der Brunnenkur bedienet.« Er, Graf Friedrich Adolph, werde noch heutigen Tages nach Pymont fahren, seine Aufwartung zu machen, um den erhabenen Gast nach Detmold und Friedrichstal einzuladen.

Während seine Worte sich in freudiger Erregung überstürzten, stand Nivelin Blume regungslos; erschrocken und betroffen, als habe ihn eine entsetzliche Trauernachricht erreicht. Schon die Erwähnung des Bades Pymont berührte ihn peinlich, angesichts der hohen Kosten, die eine gräfliche Fahrt dorthin jeweils bedeutete. Sein ohnehin etwas eingedrücktes Gesicht verriet Kummer. Außer der Fahrt nach Pymont hatte er nur dieses Eine begriffen: daß wieder einmal zu einem großen Fest gerüstet werden mußte.

»Was steht er denn so düster da, als ginge ihn solch honneur nicht an?«

»Erlaucht, die Privatschatulle ist leer.«

Der Graf starrte ihn an mit fatal verändertem Gesicht. Ohne ein Wort hervorzubringen.

Um wenigstens diesen immerhin noch angängigen Zustand zu verlängern, fing der Intendant an zu reden. »Dem Brockhusen in Lemgo haben wir zwar das Umgießen der Röhren bezahlt – für die große Fontäne. Die Nägel vom Juden Moses in Horn stehen noch aus mit 135 Talern.«

»Aber das ist doch schon vor einem Jahr fertig gewesen«, konnte jetzt der Graf wieder einwenden, während dem anderen die Zunge trocken wurde.

»Ja; fertig; aber noch nicht bezahlt. Es waren auch die *vielen* Stühle; das Stück zu 1 Taler.« Ihm kam in diesem peinlichen Augenblick nichts anderes als Stühle in den Sinn; hätte er wenigstens an die Gemälde des Rundt, an die Stuckaturen und Steinfiguren erinnert! Der Graf aber hielt sich schon bei den vielen Stühlen die Ohren zu.

»Und all der Branntwein für die Burgfestdienste der Bauern; 128 Taler allein für die Hausleute von Pöppinghausen; das Maß zu 8 Pfennig...«

Nivelin Blume sah, daß es ihm nichts nützte, immer weiter zu reden; daß er doch einmal aufhören mußte; wie schwer ihn das auch ankam; denn dann war das Zuhören an ihm.

»Das ist ja eine schreckliche Bescherung! Wie sollen wir den Zaren von Rußland empfangen?! Hat er denn noch nie gehört, was der für einer ist: Herrscher aller Reußen?!« Der Graf hatte es ein Jahr zuvor durch die Äbtissin erfahren.

»Ist denn wenigstens noch Geld für Hirsch- und Wildfell zu erwarten?«

»Es waren doch just an den Herrn Hauptmann Zütterich 86 Stück vor die Soldaten verabfolgt, daraus sind geworden 69 Hosen, das Stück zu 2 Taler, facit 138 Taler, welche vom Herrn Kammerrat empfangen.« Mehr könnten

die Soldaten gar nicht brauchen; die ganze Garnison, die Schloßgarde samt den Vorgesetzten seien damit bekleidet.

»Und Gelder aus dem Verkauf von Stallmist und Kumpst? Pferdeverkäufe aus den gräflichen Stallungen? Ich habe doch meine Emser Badegelder erspart und der Bausumme beigelegt«, rechnete der Graf eifrig. Aber – längst verausgabt.

Nivelin Blume mußte noch einmal alles tun, seine Zunge anzufeuchten. Er hatte das Viele aufgeführt, um das Eine noch nicht sagen zu müssen: »Der Friedrich Kock hat nämlich gemeldet, daß an der großen Schleuse die eine Kammer eingestürzt ist. Es wird eine Wasserfahrt somit kaum zu machen sein.«

»O Blume! Was kömmt ihn an?! Keine Wasserfahrt! In diesem hochwichtigen Moment! Blume! Er hat schon gar manch ein malheur repariert; er wird auch sorgen, daß die Schleusenwand wieder erstehen möge. Werde Zütterichen Ordre geben; seine Soldaten müssen zur Arbeit antreten, die Schloßgarde.«

Bei diesen erregt begonnenen Sätzen hatte sich der Graf so plötzlich gefaßt, daß nun dieser jähe Sturz in die Ruhe dem armen Blume unheimlich wurde.

Da kam der Graf auch schon mit einem entschiedenen Schritt auf ihn zu und faßte ihn an einem der blanken Silberknöpfe seiner veilchenfarbenen Weste und hielt sich daran fest wie an einem Rettungsanker.

»Höre er, was mir soeben ankömmt. In Rußland haben sie bis dato nur kleine Werkstätten gehabt, von Leibeigenen betrieben. Darum holt der Zar sich holländische und deutsche Handwerker nach Moskau. Er soll ja ganz passioniert für sie sein. Man hört, daß er ihnen dort besondere, sehr angenehme Freiheit gewährt; gibt ihnen Land und Häuser bei hohem Lohn. Sie stehen nicht einmal unter russischer Gerichtsbarkeit, brauchen keine Steuern zu zahlen. Der Zar hat ja selber in Amsterdam

Zimmermannsarbeit gelernt, um den Schiffbau von Grund aus zu verstehen; übt vierzehnerlei verschieden Handwerk aus. In seinen Freistunden hält er mit seinen Leuten freundschaftlichen Verkehr; redet deutsch und holländisch mit ihnen; tanzt mit ihren Frauen. Zu solchen soiréen befiehlt er Bojaren und hohe Würdenträger. Sie sollen das Familienleben dieser Handwerker als Beispiel nehmen. In ihrem Kreis soll er sich am wohlsten fühlen.

Was ich Euch sage: wo er in einem Land tüchtige Leute zu gewinnen sucht, kommt es ihm beim Zahlen nicht darauf an. Habe an deutschen Höfen davon gehört. Das könnte für unsere Schatulle wahrlich nicht übel sein!«

Bis soweit hatte der Graf den silbernen Knopf an Blumes Veilchenweste nicht freigegeben. Jetzt ließ er endlich los; und der beengte Intendant konnte sich mit einem Schritt rückwärts von seinem allzu nahen Gegenüber trennen. Der Graf selber, wieder erholten Mutes, war bemüht, sich den Wünschen des großen russischen Herrschers anzupassen.

Was dieser Zar in Wirklichkeit suchte, waren Artillerie-sachverständige, Festungsbaumeister und vor allem Schiffbauer für die Petersburger Flotte und die Schifffahrt im schwarzen Meer.

Die deutschen Fürsten zitterten vor dem Gewaltigen als dem Bedroher ihrer Lande, und waren deshalb bereit, seine Wünsche zu befriedigen. Nur Friedrich Adolph zitterte nicht. Sein kleines Land war von derlei Gefahren nicht betroffen. Er wußte, daß mancher Fürst seine Leute auf solche Weise verschachert hatte; und wußte gleichfalls, daß dem Zaren unerschöpfliche Mittel zu Gebote standen.

Die Fürstäbtissin lag, strenger Verordnung folgend, nachmittags in ihrem Wohnzimmer auf der Liegebank.

Neben ihr stand das Glas mit Ysop. »Ist gut vor die Wassersucht«, hatte der Medicus gesagt, »so von kalter Materien kommen ist; stärket Herz und Magen und Milz.« Sie hatte sich wenigstens die Kissen steil unter den Kopf schieben lassen. Denn vor ihr auf der Decke lag der Band des Corpus bonorum der Abtei Herford mit den Lehenprotokollen der entfernteren Höfe und Marken. Wo es galt, wegen Versäumnis zu mahnen, hatte sie Zeichen eingelegt.

Mitten in ihre Notizen kam die Kammerfrau herein: »Die Gräflin Lippische Hofkalesche hält vor unserm Abteischloß; der Lakai hat die Frau Gräfin soeben zur Hauspforte eingelassen.«

Die Äbtissin wies auf die Bücher zum Forträumen. »Reiche mir den Kristall!« Sie ordnete die Coiffure und legte sich in die Kissen zurück.

Gräfin Amalie war bestürzt, die regsame Frau liegend zu finden; die darauf schleunig beteuerte, es sei nichts; gar nichts als eine Verordnung des Medicus; da er ihr mehrere Male zur Ader gelassen der Wassersucht halber, die sie am Gehen hindere.

Grund des Besuches war die Nachricht von des Zaren Eintreffen in Pyrmont und der Einladung, die an ihn ergehen sollte, nach Detmold und Friedrichstal zu einem Fest ihm zu Ehren; der Größe des erhabenen Gastes entsprechend.

Sie hatte erwartet, die Äbtissin werde durch diese Nachricht entzückt sein. Statt dessen schien sie kaum davon berührt.

Ihre Krankheit werde ihr doch erlauben zu kommen?

Die Schmerzen schienen sich indessen verstärkt zu haben. Unter peinlichen Zuckungen um den Mund änderte die Äbtissin ihre Lage und hob zweifelnd die Schulter.

»Der Zar zu einer ›Sommerlust‹ nach Friedrichstal«, durchfuhr es sie. »Womöglich wird Friedrich Adolph

mich neben ihn placieren bei seiner Wasserfahrt.« Sie sah unwillkürlich Peters breite Riesengestalt an ihrer Seite im Lustschifflein.

Während Amalie von all den großartigen Plänen auf sie einredete, dachte sie: »Nu nein! Solchem Manne begegne ich lieber in einem anderen cercle. Oder gar nicht.« Wieder verzog sie ihr Gesicht vor Schmerzen, die ihr im Augenblick recht willkommen waren.

Die Gräfin zeigte Sorge. Nicht nur der Krankheit wegen. Mehr noch galt sie der möglichen Absage der Äbtissin, deren man gerade jetzt so sehr bedurfte. Ihre Herkunft aus einer größeren Welt, ihr Vertrautsein mit den breiteren östlichen Gepflogenheit; nicht zuletzt die angenehme Art ihrer Gespräche. Das alles meinte Amalie, indem sie ihres Gatten Enttäuschung schilderte, wenn die Krankheit das Kommen gerade dieses Gastes vereiteln sollte.

Friedrich Adolph hatte seine Aufwartung in Pyrmont gemacht. Der Zar sei sehr huldvoll, von natürlicher Freundlichkeit gewesen. Nur die Einladung war nicht zur gewünschten Geltung gekommen. Er habe sie zwar gnädig entgegengenommen; aber nur mit einem förmlichen, ja kühlen Dank erwidert, den man nicht als eine Zusage deuten konnte.

Friedrich Adolph hatte das »Nein« sogleich bei der höflichen Verbeugung gespürt. Klug und gewandt, wie er war, lenkte er bei nächster Gelegenheit das Gespräch auf die Jagd. Und da dem Zaren bei diesem Wort die Lust aus den Augen blitzte: ob er Seine Kaiserliche Majestät statt nach Detmold vielleicht zu einem Freischießen in den Pyrmonter Bergen laden dürfe?

Diese Zusage kam ohne Vorbehalt. Und es wurde sogleich ein Tag bestimmt.

Das bedeutete mehr als ein noch so üppiges Fest in Friedrichstal! Hier reichte unser Intendant Blume nicht

mehr aus. Hier mußte Piderit, Finanzminister der Grafschaft Lippe, erscheinen.

Wenn zwar dieser der Anerkennung solch hoher Ehre wie eines Kaiserlich Russischen Besuches zugänglicher war als Nivelin Blume, so zeigte doch das enge Zusammenziehen der steilen Falten über der Nasenwurzel, daß ihm bei dieser Eröffnung nicht angenehm zumute war.

»Wir müssen ein Jagdrevier mieten«, begann der Graf, »nahe der Stadt Pyrmont, mindestens tausend Morgen groß.«

»Tausend Morgen groß«, wiederholte Piderit und zog die steilen Falten noch enger.

»Etwa sechzig bis siebzig Treiber; unsere eigenen Leute, versteht sich.«

»Eigene Treiber«, echote der Minister, »müssen bezahlt sein.«

Friedrich Adolph hielt gleichsam die Büchse schon in der Hand. »Unser Leibjäger muß sich mit dem dortigen Forstmeister verständigen, der die Treiber anstellt.«

»Forstmeister«, notierte Piderit unauffällig.

»Die Sauhatz beginnt mittags gegen zehn Uhr. Ab vier muß man mit dem Festmahl rechnen.«

Hätte er wenigstens dieses Wort vermieden und lieber Jagdessen gesagt! Jetzt wußte Piderit Bescheid. Er blieb blaß und stumm.

»Wir müssen Zar Petrum sehr prächtig zu Pyrmont trak-
tieren, nachdem Wir Seine Majestät nebst vielen ande-
ren Fürsten, Grafen und Herren mit einem herrlichen
Frei-Schießen unterhalten haben.«

Soweit war Piderits Phantasie geschult, daß er sich eine Vorstellung machen konnte, wie solch prächtiges Trak-
tieren aussehen würde. Der Graf erwähnte zur Ermunte-
rung, daß doch keiner der benachbarten Fürsten je so
hohe Besuche gehabt habe wie er. Und zählte auf: 1703
König Karl von Spanien, nachmaliger Kaiser Karl VI.,
1708 Königin von Portugal und zuletzt vor fünf Jahren

den alten König Friedrich von Preußen. Dem hatte man eigens eine Rampe zum ersten Stock des Detmolder Schlosses bauen lassen; damit der halbgelähmte Herr nicht die engen Wendeltreppen zum Königszimmer in der Sänfte getragen werden mußte. Seitdem wäre die Jagd für den Zaren das erste bedeutende Ereignis. »Mein lieber Piderit. Wir sind es Unserm Lande schuldig, dieser Ehre teilhaftig zu werden.«

Darauf vermochte der Finanzminister nichts zu erwidern. Er hatte jetzt seines Amtes zu walten, das mit den Kosten solch einer Veranstaltung zusammenhing.

Die Staatskasse zeigte wenig Entgegenkommen.

»Piderit«, sagte der Graf, »dann hilft es wieder einmal nichts; dann müssen Wir uns eben an einen Unserer Hoffaktoren wenden.« Und er nannte einen bedeutsamen Namen: »Der Jude Heymann Heine. Der Mann hat Geist«, sagte er anerkennend, »und Geld besitzt er auch. Er wird uns leihen.«

Der Geist hatte für den Finanzminister wenig Tröstliches. »Gewiß wird er uns leihen. Aber – was kostet es?« Friedrich Adolph konnte sich jetzt nicht bei solch ordinären Fragen aufhalten. Das Schwierigste hatte er wenigstens durch das bisher Besprochene hinter sich gebracht. Jetzt war es an der Zeit, Anordnungen zu treffen. Der Leibjäger wurde ausgeschickt, das schönste und bestbesetzteste Revier zu mieten. Dann nahm der Graf ein leeres Buch zur Hand und beschrieb viele Seiten, bevor er den Küchenzettel mit dem maître d'hotel in Pyrmont besprach. Immer noch war etwas zu ändern. Man wußte ja, daß Zar Peter einen gewaltigen Appetit hatte. Endlich gefiel ihm die Zusammenstellung. Er ließ wiederholen:

Kräftige Bouillonsuppe mit neunerlei verschiedenen
Einlagen
Spargel, sauce à la reine

Hecht blau
Ragout von Hahnenkämmen und
Lämmerzungen mit Pinienkernen und Kapern
Schweinskopf mit Rinderzunge belegt, dazu
allerlei Salate
Birkhuhn aus dem Erzgebirge
Zehnerlei Pasteten
Gefüllte Pfauen mit Gefieder und Rad garniert

»Halt!«, rief der Graf, »wir haben kleine Erbsen vergessen! Das ist etwas besonders Kostbares; gibt es gewiß in Rußland noch nicht.«

»Sehr wohl«, verneigte sich der maître, »wir haben uns ohnehin auf das Allernotwendigste beschränkt.«

Beim Besprechen von Torten und Konfekt kam dem Grafen eine großartige Idee. Der Pyrmonter Hofbäcker sei doch gewiß Künstler, womöglich aus Paris. Der solle nach Detmold kommen und die Anlagen von Friedrichstal genau nachahmen in einem großen Aufbau von Tragant. Damit der Zar es doch wenigstens auf diese Weise zu sehen bekomme. Die Inselwiese mit den vier Türmen, die Terrassen hinauf, mit Säulen, Buchenhecken und Steinfiguren bis zum »krummen Haus«; und dazwischen aus weißem Zucker mit Rosenwasser die Kaskaden und Fontänen. Der Graf selber werde beim Entwurf helfen.

Nun galt es, auszurechnen, wieviel von allem zu beschaffen sei. Der Küchenchef fing bei den Pfauen an. Etwa drei bis vier Personen auf einen. Also mindestens vierzig Pfauen. Für die Suppe allein hunderte von Hühnern; für die Saucen tausende von Eiern. Wildbret in Mengen ... Da mußte der Lehendroste die Höfe und Oberhöfe angehen. Und dann die Weine! Sie mußten vom Edelsten sein; darauf verstünde sich Zar Peter.

Als die Kosten im Großen überschlagen waren, gab es noch eine schwere Stunde für den Finanzminister.

»Weiter dürfen wir nicht gehen! Nicht um den kleinsten Schritt. Sonst ist unser Land ruiniert«, sagte er streng. Und niemand wagte auch nur weiter zu denken.

Auszug aus »Emilie Reinbeck.
Roman über die schwäbische Romantik«

4

Der Mai neigte sich bereits seinem Ende zu. Die Akazien vor Emiliens Fenster behängten sich wieder mit ihren späten Blüentrauben, während der Flieder darunter blasser wurde.

Emilie wollte die Traurigkeit von sich schieben, die jedesmal über sie kam, wenn ihr einfiel, daß Lenau nach Amerika reisen würde.

Wie ein Unrecht kam ihr diese Traurigkeit vor. »Was ihn mir wert macht, behalte ich ja«, sagte sie bei sich und versuchte, ihre Gedanken auf das Erscheinen seiner Gedichte zu richten.

Ob sie ihn wohl noch einmal wieder sehe? Er wollte sie doch in Stuttgart besuchen. Warum kam er nicht?

Auf den nächsten Sonntag hatte Reinbeck das Ehepaar Schwab zu einem Spaziergang auf die Solitude eingeladen.

Gustav Schwab sprach eines Abends kurz in der Friedrichsstraße vor, um die Aufbruchsstunde zu verabreden. »Kommt doch zum Mittagessen!« forderte Emilie auf, »dann können wir uns nach Belieben einrichten.« Das wurde angenommen.

»Ja so«, rief Schwab zurück, als er schon die halbe Treppe unten war, »ich sollte schon längst in Freund Niembschs Namen anfragen, wann euch sein Besuch genehm wäre? Ich denk, am gescheitesten wär's, wir brächten ihn am Sonntag mit.« Ohne eine Antwort abzuwarten, war er schon zur Türe hinaus. Er kannte die Reinbecksche Gastfreundschaft.

Bis zum letzten Tage war es unsicher, ob dieser Ausflug auf die Solitude unternommen werden könnte, denn Mutter Mariette lag zu Bett an einer »fatalen Cholerine«,

wie der Arzt es nannte. Aber es schien ohne Gefahr vorüberzugehen. »Die Patientin hat bereits wieder regulären Puls«, beruhigte der Doktor und verschrieb noch ein Dekokt von China.

Schwester Julie mußte bei der Mutter bleiben. So richtete Emilie heute allein den Mittagstisch. Sie war froh darum. Heute hätte ihr selbst Julie nichts schön genug gemacht.

Als käme es auf jede Gabel an, wie sie sie hinlegte – immer noch einmal rückte sie an den Gedecken. Dazwischen fiel ihr wieder ein, ob Lenau wohl in den Kunstverein gegangen war, ihre Bilder anzusehen? Er schien sich doch dafür zu interessieren, als Graf Alexander neulich erzählte, daß sie dort ausgestellt seien. Vielleicht war das auch nur Höflichkeit. Man sagt es den Wienern nach, sie hätten solch eine besonders verbindliche Art.

Die Gäste saßen plaudernd um den Tisch, den Emilie mit solch ungewohnter Aufmerksamkeit gedeckt hatte. Es gab Spargeln aus Reinbecks Garten.

»Das sind ja die reinen Kirchtürme!«, begeisterte sich Lenau. Er sprach den dringenden Wunsch aus, den Garten zu sehen, wo solche Exemplare wachsen. Reinbeck forderte ihn dazu auf und erklärte, wo sich dieser Garten, der Garten seiner Gattin, befände.

»Freilich, seine Hauptzierde werden Sie leider mankieren, zu sehen. Vor dem Pavillon hat meine Gattin einen Rosenhag geschaffen, versichere ich Ihnen, der seinesgleichen sucht. Aber bis der erblüht, sind der Herr von Strehlenau bereits über alle Berge – respektive über alle Wellen!« verbesserte er sich und lächelte befriedigt über den wohl gelungenen Scherz.

Lenau meinte, die Rosen wären ein Grund, die Amerikareise hinauszuschieben.

»Fühlen uns sehr flattiert«, dankte Reinbeck mit einer steifen Verbeugung des Oberkörpers in Emiliens Namen.

Bald nach dem Essen machte man sich zum Gehen nach der Solitude bereit. Emilie legte einen weißen Longschal um über ihr grünes Straßenkleid und setzte den großen hellgrauen Schutenhut auf mit den breiten blau-weiß gestreiften Bandschleifen. Jeder der Herren bekam ein Bündelchen zu tragen, Vesperbrot, das Emilie eingepackt hatte.

Die äußeren Straßen der Stadt waren bald durchschritten. Man schlug kürzere Fußpfade ein, die das sanft ansteigende Heidefeld durchquerten.

Hell jauchzend glitzerte das Grün des niederen Heidebeergebüsches in der Mittagssonne. Dazwischen guckten kleine, kupplichte Hügel von noch braunem Heidegebüsch hervor, wie herbstlich ernste Mahnung. Und das braune Heidegebüsch zerbrach knisternd unter den Schritten.

Bis man in den Rothenwald kam, hatte sich die Gesellschaft wie von selbst in zwei Gruppen geteilt; Reinbeck ging mit Schwabs voran, Emilien, als Hausfrau, ließ man den Vorzug, sich mit dem berühmten jungen Dichter zu unterhalten.

Zuerst lief das Gespräch weiter in dem allgemeinen Tone, als müßte das angedrehte Rad erst allmählich ausschwingen. Bei den letzten Drehungen ruckte es unbeholfen – bis es ganz still stand.

Dann fing Lenau an von dem Weinsberger Zusammensein im März.

Emilie hatte diese Tage so oft in der Erinnerung wieder und wieder durchlebt, daß sie sich jeden Augenblick vergegenwärtigen konnte. Hatte denn Lenau auch daran zurück gedacht?

Es waren scheinbar gleichgültige Erinnerungen – ans Kernerhaus und an die Menschen dort. Aber dazwischen flocht Lenau so ein beiläufiges »Damals-sagten-Sie« und wiederholte irgendeinen Ausspruch von Emilie.

Der Weg stieg an; ein Hohlweg zwischen sanften Böschungen, von denen blühendes Akaziengebüsch herabwucherte. Vor einem Ausblick auf die Landschaft blieben sie stehen: hinter dem dunkelfleckigen Heidefeld breiteten sich Wiesen mit vereinzelt Pappelbäumen aus, und ein rosa Blütenschimmer färbte die Luft. Darüber zogen weiße Wolken wie geputzte Sonntagskinder durch den ruhig-blauen Himmel.

»Die schwäbischen Gegenden sind Nuseleien«, sagte Lenau, in den Anblick versunken.

»Nuseleien? Was meinen Sie damit?«

»Ach, Nuselei, das ist heimlich, hübsch, bescheiden ...«

»Es ist doch unzweifelhaft«, sagte er, »daß uns nur die Kunst die Eigentümlichkeit in der Natur zu erschließen vermag. Diejenigen, die da behaupten, der Landschaftsmaler müsse sich auf bloßes Reproduzieren beschränken und sich aller Komposition begeben, wissen nicht, daß die bildende Kraft künstlerischer Phantasie und die bildende Kraft der schaffenden Natur eine und dieselbe ist, und daß der bildende Künstler sozusagen das geistige Komplement der sichtbaren Schöpfungen in seiner Seele trägt. – Sehen Sie diese Landschaft!«

Er kam Emilie einen Schritt näher und sah sie bedeutungsvoll an.

»Sie ergreift mich umso inniger, als mir neulich ein gemaltes Bild die poetische Stimmung einer solchen Gegend vor Augen führte. Sie werden das Bild kennen, das mir vorschwebt, ich sah es im Kunstverein.«

Emilie ahnte, welches gemeint war; dennoch fragte sie:

»Von wem?«

»Von einer sehr begabten Künstlerin«, betonte er.

Sie setzten ihren Weg fort. Lenau sah mit befriedigten Seitenblicken, wie sich unter der großen grauen Schute ihr Gesicht belebte, während er über ihre Bilder sprach. Und er redete weiter, als wäre es eine ganz allgemeine Unterhaltung:

»Ist nicht die Kunst eine Welt, in die man sich flüchten kann aus dieser Welt der unerfüllten Wünsche?«

»Ja!« entfuhr es Emilie mit warm überzeugtem Ton, und sie merkte nicht, welch eine wohlüberlegte Frage sie damit beantwortete.

»Mir scheint«, fuhr Lenau fort, »jeder Künstler muß die Erfahrung machen, daß nur die Härten des Lebens und die schmerzlichsten Entbehnungen für die Kunst fruchtbar sind.«

Emilie nickte mit einem leisen Seufzer. Auch dies entging ihm nicht. Und er fing an, von der Einsamkeit zu reden.

Er verlangsamte den Schritt, daß sie immer ferner hinter den andern zurückblieben. Manchmal stand er einen Augenblick still. Dann hörten sie das schwebende Summen in den Akazienbäumen zu beiden Seiten der Wegböschung, und sie atmeten den betäubenden Duft des späten Frühlings.

Lenau erzählte. Von seiner Jugend, von seiner Mutter. So lange seine Mutter gelebt habe, sei er nie einsam gewesen. Er beschrieb ihre äußere Erscheinung, ihr Wesen, und seine Stimme wurde von einer tiefen Leidenschaft erregt. Plötzlich riß er seine Erzählung ab, in tiefes Nachdenken versunken.

»Sie werden sich nicht daran erinnern; ich erzählte es Ihnen neulich bei unserem ersten Zusammensein in Weinsberg, daß ich die Nacht dort von meiner Mutter träumte.« Emilie erinnerte sich sehr wohl.

»Graf Alexander hält Träume nicht für zufällig. Ich auch nicht. Es sind mehr oder weniger ausgeprägte Ähnlichkeiten und Erinnerungen, die unsere Träume verursachen.« Dabei sah er sie an mit einem langen, innigen Blick, der sich dieser Ähnlichkeit noch einmal stumm versichern wollte.

Emilie überlegte gar nicht mehr, ob sie recht verstand, was er meinte; sie fühlte nur, daß es Glück war, zuzuhören, betäubend wie das Gesumm und der Duft aus den Akazienbüschen.

Er sagte nicht mehr »Frau Hofrätin«, wenn er sie anredete; er sagte »Frau Emilie«.

»Nennen Sie mich Lenau, wenn wir so zusammengehen – Niembsch nennen mich alle!«

Und sie versuchte es halb im Scherz und sagte: »Lenau.«
»O, daß ich nach Amerika gehen muß!«, fing er plötzlich mit seiner tiefen, weichen Stimme an zu klagen, »gerade jetzt! – Ich kann es nicht über mich gewinnen! – Ich werde den Plan aufgeben!«

Da blieb Emilie ernstlich erschrocken stehen: »Aber Sie haben doch Ihren Entschluß bereits determiniert!«

»Sie wollen also, daß ich reise, Frau Emilie!« rief er in beinahe drohender Erregung aus.

Emilie hielt krampfhaft an ihrer Fassung. »Lassen Sie doch! Sie wissen, daß wir alle – Sie vermissen werden«, entschlüpfte ihr leise.

Das löste seine empfindliche Spannung.

»Aber dennoch soll ich reisen?«

Sie antwortete nicht, damit er das bittende Nein in ihrem Innern nicht vernehme.

Die andern waren stehen geblieben und spähten über den Lattenzaun, mit dem Vater August Hartmann den Wildpark hatte einfriedigen lassen – damals, als König Wilhelm alle Hirsche und Wildschweine zusammenschießen wollte, um dem Wildschaden ein Ende zu machen, der unter seines Vaters Regiment das Land den Bauern verwüstet hatte.

Den letzten Anstieg durch den Hochwald ging man wieder vereint. Oben wurde ein schattiger Platz gesucht, unweit der alten Militärakademie, in dem französischen Park mit seinen verschnittenen Hecken und antiken Fi-

guren. Dort, auf dem Rasen, neben einem großen, pyramiden förmigen Kornelkirschbaum, wurde Kuchen und Wein aus den Vesperbündlein hervorgeholt.

Der Anblick der alten Akademie weckte bei den Männern manche Erinnerung – das niedere, im Halbkreis gerundete Gebäude, das nun so gutmütig-friedlich unter seinem feinen gegliederten Dach auf sie herabschaute.

Unten die Ebene wogte in schneeiger Apfelblüte. Emilie mußte immer wieder die schnurgerade Pappelallee entlang blicken, die nach Ludwigsburg führte, und weit darüber hinaus, bis nach Heilbronn – das der klare Frühlingsnachmittag deutlich erkennen ließ mit seinen blitzenden Türmen.

Wundersam, wie ihr diese Pappelallee eine Verbindung herstellte zwischen Vergangenen, Nieverwundenem und der geheimnisvollen Gegenwart.

Am nächsten Morgen wurde ein Brief abgegeben, von unbekannter Hand zierlich überschrieben. Emilie entfaltete hastig das blaue Papier mit dem gestochenen Wapen. Es war ein Gedicht.

In das Stammbuch einer Künstlerin
(Erinnerung an einen Spaziergang)

Nach langem Wege durch die Sommerschwüle
Rauscht' uns ein Wald entgegen seinen Gruß;
Uns übergieß die Luft mit süßer Kühle,
Die Blätternacht mit ihrem Labekuß.
Und wie wir aus den heißen, hellen Triften,
Wo mühend sich der Mensch dem Leben weiht,
Ins Waldgeheimnis weiter uns vertieften,
Und in den Schatten Gottes: Einsamkeit; –
So flohen deine heiteren Gespräche
Fort von des Lebens wüstem, steilem Hang
Waldein, und wanden sich als klare Bäche
Durchs Labyrinth der Kunst mit leisem Klang;

Auf ihren Wellen bebten die Gestalten
Von all den Blumen, die ihr Lauf berührt:
Ich aber sah, nachhängend ihrem Walten,
Die froherstaunte Seele mir entführt.

5

Sie trafen sich nicht mehr vor seiner Abreise; denn das Haus auf der Friedrichstraße bereitete sich vor in stiller Trauer auf der Mutter Sterben.

An einem jener lauen Juninachmittage segnete sie die versammelten Kinder, und dann schied sie, mit dem befriedigten Ausdruck fleißig und freudig erfüllter Lebenspflicht auf den erkalteten Lippen.

Emilie überdeckte die Sterbekissen mit lauter Rosen aus ihrem Garten. Wundersam! Damals, vor zwanzig Jahren, als Großvater starb, da blühten auch gerade die Junirosen, die blauroten Zentifolien mit dem starken Würzgeruch.

Es war ihr, als durchlebe sie noch einmal diese Zeit. Jeder Augenblick stand wieder klar und deutlich vor ihrer Erinnerung – als sie so erfüllten Herzens aus Heilbronn heimkehrte, und dann das bedrückte Gewissen, als sich ihre Gedanken gar nicht wollten festhalten lassen bei der ernsten Trauer um Großvater.

Damals war sie eben siebzehn Jahre alt; jetzt war das anders. Wenn auch ihre Gedanken öfters der wundersamen Begegnung mit Lenau nachsannen, so waren es doch nicht die ungestümen Gedanken, die die Zukunft wie eine Türe aufreißen wollten, sondern ruhig überlegende.

Reinbecks saßen nun jeden Abend drunten beim Vater und den Schwestern. Da redete man mit gedämpfter Stimme von der Verstorbenen. Es hatte etwas Beruhigendes für den alten Vater, wenn er von den guten, freudevollen Stunden aus Frau Mariettens Leben erzählen

konnte. Vor allem sprach er davon, wie ihr diese gemeinsame Heimat im Reinbeckschen Hause so wert gewesen, wie sie ihr die letzten Jahre verschönt habe. Von jeder Zimmerecke wußte er genau, was sie der Mutter besonders lieb machte, und er wiederholte solche kleinen Aussprüche mit einem dankbaren Blick auf Reinbeck, dem selbst gerührt die Tränen kamen.

August Hartmann war sehr glücklich gewesen mit seiner Frau; das wußte man, obgleich sie es nie gegen irgendwen ausgesprochen hatten. Sie redeten nicht über so etwas Selbstverständliches. Als junge Leute hatten sie sich füreinander entschlossen, und sie waren beide ernsthafte junge Leute gewesen, die nicht leichtfertig umgehen mit ihren Entschlüssen. So nahmen sie weder einen Zweifel mit in die Ehe, noch wuchs er später von selbst aus irgendeinem unerwarteten Mißbehagen; ihr Glück blieb so selbstverständlich wie im Anfang, auch als es mit den Jahren ruhiger und eintöniger wurde.

Frau Mariette dankte Gott für dieses Glück, jeden Sonntag in der Kirche und besonders in jeder Silvesterandacht. Aber manchmal kam es ihr auch vor, als hätte sie eigenes Verdienst daran. Wenn es sich nämlich einmal um eine Ehe handelte, in der es nicht recht gehen wollte, dann versagte ihr sonst so liebevolles, verstehendes Eingehen auf andere. Dann konnte sie ganz einfach sagen, mit einer abweisenden Bewegung ihrer großgetollten Mullhaube: »Das isch dene ihr eigne Schuld; bei uns hat's damit nie en Anstand gebe.« – Das kam eben von ihrem selbstverständlichen Glück.

Emilie hatte sich immer bemüht, nicht mehr an das Gespräch zu denken, das sie damals nach den ersten schlimmen Ehejahren mit der Mutter hatte, weil dann jedesmal ein Frösteln der Fremdheit über sie kam oder sogar ein bitteres Gefühl der Anklage. Aber jetzt war diese Erinnerung aufgewirbelt mit allen andern Erinnerungen, die

die Luft durchschwebten, wie die Stäubchen in der Sommersonne; wenn man danach schlägt, sie fortschieben will, dann fangen sie nur dichter an zu flimmern.

Seit dem Spaziergang mit Lenau stand ihre ganze Ehe wieder deutlich vor ihr: all die rastlos durchweinten Nächte der ersten Jahre, als sie sich noch gegen ihr Schicksal auflehnte, und dann das beinahe gleichgültige Hinwarten von einem Jahr zum andern.

In solchen Zeiten ging es in ihrer Kunst nicht vorwärts; dies dumpfe Fühlen und Denken umgab sie auch, wenn sie vor der Staffelei stand. Und gerade, weil sie sich in solchen Zeiten mit doppelt angestrenzter Energie auf die Arbeit stürzte, darum mißlang auch doppelt viel, und das machte ihr den Zustand noch unerträglicher. Früher hatte sie einen Ausweg gewußt. Da schickte sie einfach ihr Mädchen, das Dorle, fort, um selbst alle häusliche Arbeit tun zu müssen, bis sie müde wurde; das half. Aber seit sie das Haus in der Friedrichsstraße bewohnten, hatte sie außer dem Dorle noch eine tüchtige Jungfer, die durchaus keine Arbeit übrigließ. Nur mit der Wäsche konnte sich Emilie noch zu tun machen.

Eines Nachmittags befühlte sie ungeduldig die aufgehängten Linnen draußen auf dem kleinen Rasen vor dem Hause. Als sie trocken und vorbereitet waren, stellte sie sich ans Bügelbrett und ließ das Eisen so schnell hin und her fahren, als könnte sie damit die Erwartung in sich besänftigen: ob der nächste Tag wieder einen Brief brächte. Wenn keiner kam, las sie den letzten noch einmal. Sie hätte gerade so gut jetzt seinen Inhalt überdenken können, während sie so ruhig dastand und bügelte, denn sie wußte jede Einzelheit darin. Aber das war nicht alles; der Anblick der zierlichen und doch so kräftigen Schrift gehörte dazu.

Nachdem sie das letzte Wäschestück gebügelt und auf den Hitze ausduftenden Haufen in den Korb gelegt hatte, ging sie in die Wohnstube an die Kasette mit dem

kleinen Schlüssel. Sie holte den letzten Brief heraus, setzte sich in einen der dunkel polierten Reinbeckschen Empiresessel mit den gebogenen Delphinhälsen und las sehr langsam:

»Die Ängstlichkeit, mit der ich zum Schreiben an Sie gehe, ist ebenso groß wie jene, mit der ich als Knabe zum heiligen Abendmahle ging. Gott ist zu groß für die Eifersucht, darum wird er mir nicht zürnen aus seinen Tempeln in das Herz meiner Freundin; er wird mir vielmehr diese Stätte bewahren, denn er weiß, daß ich ihm doch im ganzen Weltraum nirgends näher bin, als eben in diesem Herzen.

Als ich aus Stuttgart fortfuhr, war die erste Erscheinung, welche mir auffiel, ein wunderschöner Schmetterling, der lange, lange unsern Wagen verfolgte, so daß selbst der Kutscher sich darüber erstaunte. War es nicht ein mich begleitender Gedanke meiner Emilie, der die schöne Hülle angenommen hatte? Mir wurde ordentlich schwer ums Herz, als diese liebe Begleitung verschwand – der Schmetterling, ein Emiliengedanke, der nun von mir schied.«

Fünf Jahre wollte er ausbleiben.

Wenn Emilie daran geglaubt hätte, wäre das Heimweh unerträglich gewesen. Aber sie glaubte nicht daran. Oft war es ihr im Gegenteil, als müsse sie ihre Gedanken beschleunigen, wenn sie überlegte, wie diese durcheinander kreuzenden Gefühle zu ordnen wären.

Sie las seine Briefe wieder und wieder, verglich sie – es war nicht zu verkennen, daß sie jedesmal deutlicher von seiner Liebe redeten. Und eines Tages würde er zurückkommen, dann müßte sie wissen, was daraus werden sollte.

Das Gespräch mit ihrer Freundin Luise von Herder kam ihr in den Sinn. Wie Luise sie damals in Bayreuth überzeugt hatte, daß für sie das Leben schon noch einmal

kommen würde, wenn sie es nur tatkräftig in ihre Hand nehme.

Hätte sie nun die Scheidung wirklich herbeigeführt, dann müßte jetzt vielleicht alles von selbst seinem glücklichen Verlauf entgegengehen. Vielleicht.

Wenn nachts die Luft sommerwarm und drückend im Zimmer stand, daß Emilie nicht schlafen konnte, dann war es, als säße sie wieder neben Luise in Bayreuth auf der Bank um den Kachelofen; da wurde auch der Kopf so heiß und rot. Emilie war ganz still; nur Luise sprach.

»Das ist ja alles Unsinn, was du dir einredest, – mütterliche Gefühle für den jungen Dichter! Du liebst ihn ganz einfach!«

Emilie faßte erschrocken nach Luises Arm, sie zuckte auf in ihrer ruhigen Lage und merkte, daß sie sich daheim im Bett befand. Aber nur einen Augenblick, dann redete Luise weiter.

»Ach was, Altersunterschied! Wieviel bist du älter als er? Rechne noch mal genau nach! – Acht Jahre also. Du siehst noch sehr jung aus. Wenn nun doch seine Natur nach Anlehnung verlangt! Außerdem hat er doch auf der Solitude gesagt, daß ihm noch keine Frau begegnet sei von solcher Reinheit des Charakters und von solchem Verstehen für seine Kunst, wie er es bei dir, der selbstschaffenden Künstlerin, gefunden ...«

So redete Luise noch lange fort. Aber merkwürdig, es war eigentlich kein Trost, zuzuhören – Emilie wurde nur trauriger.

Luise fing auch an zu schelten, daß sie sich bisher immer wieder von ihren törichten Gewissensbissen hätte unterwerfen lassen, und sie stellte ihr eigenes Leben zum Beispiel hin: da wäre doch noch was daraus geworden, und das hätte sie selbst gemacht, – eigensinnig, – allen Hindernissen zum Trotz.

Das leuchtete Emilie wieder ein und sie versuchte, ihr zuzustimmen in allem, was sie über ihr Verhältnis zu Lenau sagte.

Da klang auf einmal eine dritte Stimme scharf vernehmlich in dies Zwiegespräch: »Ich kann es nicht ertragen, der Zerstörer deiner Jugend zu sein!« Die Stimme schreckte sie auf aus diesem letzten, verspäteten Lebenstraum.

Die Übung und Gewohnheit, sich an selbstgeforderter Pflicht gerade aufzurichten, versagte ihr auch diesmal nicht. Und dazu kam noch etwas, warum sie ihren mühsam eingeschlagenen Weg ruhig weitergehen mußte.

Sie hatte es diese letzten Jahre her nicht ohne Genugtuung wahrgenommen, daß sich ihr Verhältnis zu Reinbeck in eine nahe Freundschaft umgewandelt hatte – seit ihrem Entschluß damals, ihr Schicksal willig auf sich zu nehmen und nicht mehr »gegen den Stachel zu löcken«, wie sie's bei sich nannte.

Reinbecks Dankbarkeit hatte etwas Rührendes, gerade zu Beglückendes für sie, und sie selbst genoß so manche Förderung und Belehrung durch ihn, deren Wert sie mit dem Älterwerden mehr und mehr zu schätzen wußte.

So kam es auch, daß Frau Mariette mit dem befriedigten Eindruck aus dem Leben schied, daß sich zwischen den beiden alles »harmonisiert« habe.

Die Briefe aus Amerika blieben länger unbeantwortet – bis ein zweiter kam und bat: »Quälen Sie mich doch nicht so mit Ihrem Stillschweigen!«

Lenau schrieb verzweifelt aus der Neuen Welt: voll Enttäuschung schilderte er »die entsetzlich matte Natur.« Er habe noch keinen mutigen Hund gesehen, kein feuriges Pferd, keinen leidenschaftlichen Menschen. »In dem großen Nebellande Amerikas werden der Liebe leise die Adern geöffnet und sie verblutet sich unbemerkt.«

Im Herbst des folgenden Jahres kehrte er zurück. Reinbeck hatte ihn dringend eingeladen, beim Aufenthalt in Stuttgart sein Haus als Quartier zu betrachten. Das freundschaftliche Verhältnis, das Lenau auch durch Briefe an ihn bekundete, war ihm äußerst ehrenvoll und angenehm.

Emilie wehrte es ihm nicht, den Heimkehrenden einzuladen, wenn ihr auch vor dem nächsten Zusammensein bangte. »Es muß sein«, sagte sie sich, »und wenn selbst die Aussprache zur schmerzlichsten Trennung führen sollte.« Bei diesem Gedanken konnte sie die Tränen nicht zurückhalten.

Ein Jahr nach seiner Abreise, im September, kam er. Am ersten Nachmittag, als Reinbeck in sein Gymnasium gegangen war, blieb Emilie allein mit ihm im Wohnzimmer.

Das Efeufenster hatte sich noch dichter berankt, seitdem einst die andächtig Lauschenden unter seinem Bogen saßen, während Graf Alexander von den ersten Gedichten seines Wiener Freundes vorlas.

Emiliens Erscheinung hatte ihre angenehmste Schönheit erreicht: die weichen Formen ihres brünetten Gesichtes hatten einen befreiten Ausdruck bekommen; ihre Augen blickten ruhsam verweilend; das Leuchten der Jugend war noch nicht ausgelöscht. Sie trug kein Häubchen mehr im Hause, sie hatte ein Iphigientuch um den Kopf gelegt, wie man es der Mode vor zwanzig Jahren wieder nachahmte.

Lenau nahm das eine herunterhängende Ende des Tuches und legte es ihr sachte über die Schulter zurück, dann nahm er ihre Hand, wie um das lange Schweigen zu enden. »Eine solche Stunde ist mit eines Jahres Getrenntsein gut bezahlt!« fing er langsam, betrachtend zu reden an, »aber nicht zu teuer erkaufte. Unser Herz hat

die Fähigkeit, das in einem Jahr versäumte Glück in einer Stunde entschädigend zusammenzudrängen.«

Emilie zitterte heftig, sie fühlte sich plötzlich wie gefangen genommen vom Glück, und doch, als müßte sie mit einem Ruck ihre Hand aus der seinen ziehen. Dann aber begann seine Stimme wieder so zwingend an ihr Ohr zu tönen, mit dem weichen tiefen Klang, wie ihn keine andere Stimme hatte. Sie hörte nicht mehr, was er sagte, sie überlegte nur, was sie zu entgegnen hatte. Wie auf etwas auswendig Gelerntes besann sie sich. Plötzlich fiel ihr das Rechte ein. »Reinbeck«, sagte sie entschlossen, »denken Sie an Reinbeck – daß ich ihm in Liebe verbunden bin.« Sie bedachte nicht, ob es die Wahrheit sei, was sie sagte; es war eben das Rettende – für ihn.

Seine Hand öffnete sich langsam, daß die ihre schlaff heruntersank. Emilie wagte nicht, in sein verstörtes Gesicht zu schauen.

Nach einem längeren, lautatmigen Stillschweigen sagte er mit kalter Stimme, die einzelnen Worte scharf abgesetzt: »Das ist, wie Lessing sagt, ›wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, hat keinen; so auch, wem über gewisse Dinge das Herz nicht zerreißt, der hat keins.«

Damit drehte er sich um gegen das Fenster und starrte hinaus in das herbstliche Blättertreiben.

Emilie war so erschöpft von diesem krampfhaften Losreißen, daß sie sich auf die Fensterbank niedersetzen mußte, und den Kopf gegen die Efeuwand drückte. Erschrocken wandte sich Lenau um.

»Was habe ich getan! Emilie! Oh, Sie werden's mir nicht vergeben können! Hätte ich gewußt, daß Sie Reinbeck –

»Er faßte sich an die Stirn. »Welch ein Wahn hat mich irregeleitet! Ich glaubte Sie einsam; jeder Blick, jedes Wort schien es mir zu bestätigen.«

Emilie erlebte im Schuldgefühl. Es war ihr einen Augenblick, als verlöre sie die Besinnung, als müßte sie,

erschöpft wie sie war, ihren Kopf an seine Schulter sinken lassen, und leise mit letzter Kraft die Wahrheit sagen.

Er bemerkte nichts von diesem verzweifelden Niederkämpfen in ihr, er sah nur immer ängstlich von der Seite auf sie, ob sie noch weinte und ihm zürnte.

Das Schweigen, das sie sich abgerungen hatte, machte sie stark. Sie nahm ihn nun in den Arm, tröstend und beruhigend; mütterlich. Sie zog ihn neben sich auf die Fensterbank.

»Denken Sie an unsern Spaziergang, damals die Solitude hinauf. Sie sprachen von einer Ähnlichkeit mit Ihrer Mutter, und ich dachte, Sie wollten mir ihren Platz einräumen. Das war mir eine herzensliebe Hoffnung!«

Sein Gesicht hatte wieder den qualvoll verzweifelden Ausdruck. »Zu schwer, zu schwer«, murmelte er wie abwesend vor sich hin.

»Wenn es Ihnen zu schwer wird, Lieber, so scheiden Sie von uns! Gehen Sie zu Ihrem Freunde Alexander oder zu Kerner!«

Da umklammerte er wie in Todesangst ihr Handgelenk.

»Die Freundschaft kann ich nicht mehr entbehren! Emilie, es ist nicht möglich, daß Sie mich nun so ganz von sich stoßen, nachdem Sie Ihren wohltätigen Einfluß auf mein Leben geübt haben. Glauben Sie mir: in dieser großen, langen Einsamkeit in Amerika, ohne Freund, ohne Natur, ohne irgendeine Freude, da war ich wohl darauf hingewiesen, stille Einkehr zu halten in mich selber und manchen heilsamen Entschluß zu fassen für meine ferneren Tage. Ich fühlte mich besser; ich fühlte, daß durch Sie auch meine Aussicht über diese Erde hinaus heller und schöner geworden ist.«

Er sagte das alles mit halblauter Stimme und hielt Emiliens Hand fest von der seinen umschlossen. Sie fühlten beide, daß es Glück war, einander so nahe zu sein, mit

halblauter Stimme einander vernehmlich. So sollte es für immer bleiben.

Sie beredeten, wie er oft im Reinbeckschen Hause zu Besuch sein werde. Sie kamen auf allerlei äußerliche Überlegungen. Reinbeck wäre es nur eine Freude; er hatte eine Schwäche für den Dichter, obgleich dieser ihn nicht immer gut behandelte. Und die Leute? »Oh«, meinte Lenau, »eine gute Ausrede vor der Welt ist, ich sei veranlaßt durch literarische Geschäfte, indem ich noch bis zur Ostermesse eine zweite Folge von Gedichten erscheinen lassen wolle.

Im Sommer sollten wir zusammen reisen, Sie beide mit mir in meine geliebten österreichischen Berge. Kommen Sie nach Salzburg! Das ist eine wahre Gegend der Freundschaft. Diese riesigen, absoluten Berggestalten sind recht geeignet, einen ernsten, ewigen Bund unter ihnen zu schließen. Nicht als ob es nötig wäre, für unsern Bund die Sanktion einer erhabenen Natur zu erhalten, aber es ist gut, sich die Hand einmal in hoher Gebirgsluft zu drücken.«

Lange noch blieben sie in der Fensternische sitzen und richteten sich die Zukunft ein. Sie redeten leichter und befreiter miteinander, je mehr sich unvermerkter Dämmer zwischen sie schob und ihre Gesichter der gegenseitigen Wahrnehmung entzog, bis nur die Stimmen übrigblieben – leise forthallend.

Reinbeck verwunderte sich nicht beim Heimkommen über des Freundes düsteres Wesen; man wußte es von ihm nicht anders, als daß er oft im trauesten Kreise sich stumm und ablehnend in sich selbst verschloß.

Nach dem Abendbrot holte Lenau seine Geige aus dem Kasten und begann zu phantasieren. Es war Emilie qualvoll, zuzuhören, denn er wiederholte in seinen Tönen alles, was er ihr am Nachmittag gesagt hatte, noch viel leidenschaftlicher und zerrisseneren Herzens, so daß sie einen Augenblick ganz verstört glaubte, Reinbeck müsse

alles da raus erfahren. Aber der bestaunte nur seine Virtuosität, und nachdem er vollendet, wollte er ihn auffordern, doch noch einige seiner letzten Gedichte, seiner »Atlantica« vorzu tragen.

»Es ist mir nicht möglich«, versicherte Lenau kurz, den Bogen bestimmt durch die Luft ziehend. »Ich bin über die Welt hinaus; ich bin nun in einer weiteren, im Reiche der Melodie, und kann mich nicht zurückschrauben.«

Man hatte sich gute Nacht gewünscht. Die Lichter im Wohnzimmer waren ausgelöscht.

»Laß doch die Gläser stehen«, sagte Reinbeck, während er seine Stiefel mit umständlichem Bücken vor die Türe hinaus hob, »du siehst ja schon den ganzen Abend so müde aus.« Aber Emilie antwortete, daß sie nicht müde sei, und trug die drei Gläser in die Küche. Dann ging sie, ganz leise, noch einmal zurück in das Wohnzimmer.

Es war, als ob der Tabaksqualm noch etwas festhielte vom Nachmittag und Abend. Sie setzte sich in die Fensternische und versuchte, noch einmal zu fühlen, wie er ihre Hand gehalten hatte, während er von der Freundschaft redete. Die Augen mußte sie schließen, es war zu hell im Zimmer. In zwei weißen Streifen schwebte ruhig und sicher das Licht des abnehmenden Mondes durch die Efeustöcke, bis in die Mitte des Zimmers.

Emilie konnte sich nicht entschließen, hinüberzugehen in ihre kalte Schlafstube. Dort würde sie's erst recht fühlen, daß nun alles vorüber ist – als hätte sie die Grenze überschritten, zwischen der späten Jugend und dem frühen Alter, als schliche sie nur noch einmal zurück für einen Augenblick.

Sie faßte in die dichten Efeuranken, zwischen die feuchten, glatten Blätter. Die bebende Wand schüttelte sich hart rauschend, während sie sich langsam an ihr aufrichtete.

Sie fröstelte, und sie dachte daran, daß sie nun hinübergehen mußte, sehr leise, damit Reinbeck nebenan nichts höre.

Noch einen Augenblick blieb sie stehen, im letzten schrägen Lichtstreifen des abnehmenden Mondes. Dann tastete sie sich durch die Dunkelheit.

Auszug aus »Die Letzten. Novelle«

Es ist dem Gutsherrn noch ungewohnt, daß er sich wieder wohlfühlt auf seinem Besitz. Man spürt es an der Luft und hört es an den Geräuschen ringsum, wie die Befreiung aus einem bösen Bann. Das ist der Friede. War es denn nicht der Krieg, der sich auf dieser entlegenden Scholle in seiner mannigfaltigen Weisen abgespielt hat? Er geht durch die Hoftore und durch die Allee hinaus, bis das weite Land vor ihm liegt, Kornfelder mit ihrem langhin auswallenden nachgiebigen Wehen, und der perlige Flimmer des Weizens.

Von den Wiesen her grüßen die Leute, die das Heu umwenden. Der Geruch kommt mit dem sanften Wind. Der Gutsherr biegt nicht den Weg zum Walde ein. Er will das Land sehen. Bis zu den ansteigenden Linien des Horizontes: sein Land. Wie sonderbar! Er hat es doch immer gewußt, daß es sein Land ist. Und jetzt, in diesem Augenblick, begreift er es zum erstenmal. Drüben der aufgrünende Wald – nie hat er gefühlt, daß es sein Wald ist. Und die Wiesen und Felder, die jedes Jahr mit neuem Mut ihre Früchte tragen – hatten sie ihm mehr gehört, als der große unbegreifliche Himmel darüber? Kannte er nicht an seiner leisen abendlichen Färbung den Frühling lang ehe Wiesen und Felder von ihm wußten?

Der Gutsherr kann nicht den Weg so weitergehen wie von einem Ziel zum andern. Es ist zu überwältigend, plötzlich all den Besitz zu spüren.

Die Leute auf den Wiesen sammeln sich. In langer Reihe biegen die Gespanne in die Allee ein.

Feierabend bedeutet der stattliche Zug.

Alle haben sie für ihn gearbeitet. Und es ist ihm recht so. Er möchte hingehen und vor ihnen stehen als der Herr, den sie sich wünschten. Wie ein König müßte der sein. Daß ihre Arbeit würde zum Jubel vor ihm.

Er fühlt plötzlich die Kraft zum Herrschen. Und er sieht über das Land hin bis zum Horizont, und es scheint ihm gut, daß es *sein* Land ist.

Es ist dem Gutsherrn zumute, als wäre er sehr schnell einen hohen Gipfel emporgeklommen. Und er sieht hin über ein Stück großer unbekannter Welt.

Der Weg war steil und gefährlich. Er kann ihn nicht zurückgehen.

Aber da er die Augen aufschlägt, befindet er sich unten. Wie war es nur möglich, da herabzukommen? Ein Sturz? Einmal aber hat er dort gestanden.

Welch eine Erfüllung, den Herrscher in sich zu fühlen! Der Gutsherr sieht in die Ferne mit dem veränderten Blick, den die Schwester wahrgenommen.

Wer vermöchte zu herrschen!

Er hatte geglaubt: lieben ist genug. Die Menschen lieben, die ihm dienen.

Eigentlich müßte es auch genug sein.

Doch in dieser Zeit der heimlichen und offenbaren Feindschaft zwischen den Menschen – wer vermöchte denn die Liebe aufzunehmen in ihrem gütigen und ihrem strengen Sinn? Es würde nur immer wieder eine neue Verwirrung entstehen – selbst durch die Liebe. Erst müßte man eine Sprache finden, um sich den an dem verständlich zu machen. Eine Sprache, vielleicht ohne Worte, aber sie müßte von solcher Eindringlichkeit sein, daß die Leute sie hören mitten aus ihrer Jagd nach dem Gelde und mitten aus ihrem lauten Vergnügen heraus, das sie doch nicht froh macht.

Ohne das wäre es keine rechte Macht.

Das Herrschen müßte das Letzte sein.

Und es kommt über ihn, wie er schon früher als Knabe immer bei allem nach dem ersten Anfang gesucht. Das war ja die Qual in der Schule, daß niemand den wirklichen Anfang sagen konnte. Die Schwere ist eine Kraft, hieß es. Ja, aber was *vor* dieser Kraft ist, wie sie zustande

kommt – danach durfte man nicht einmal fragen. Doch konnte man dadurch den ganzen Zusammenhang nie recht verstehen. Deshalb war er kein guter Schüler. Und deshalb fing er später an, zu studieren. Alles wegen des Anfangs.

Er fühlt wieder, was ihm schon dunkel aufgestiegen: daß er vor einer Wende steht. Und er sagt plötzlich laut vor sich hin: »Ich muß einmal den ersten Anfang finden.«

Er hört es gleichsam, ehe er es ganz begriffen hat. Aber er weiß, daß es ein Gesetz ist, eine Forderung in ihm, die da plötzlich laut wurde. Natürlich wird man sie mit vernünftigen Gründen widerlegen, um sie zum Schweigen zu bringen.

Oder gibt es einen vernünftigen Grund dafür?

Nein. Es klingt sogar wie heller Wahnsinn.

Aber was hilft das alles, wenn man den kleinen wunden Zweifel im Innern fühlt, den man nicht her ausreißen kann? Wenn man nicht alles tut, um ihn zu heilen, wächst der Tod daraus.

Es geht um Leben und Tod. Der Gutsherr ist sich jetzt ganz klar darüber. Er muß mit dem ersten Anfang beginnen. Sonst verliert er vielleicht die Kraft dazu. Er muß fort – fort aus allem, was ihn in einer trägen Gewohnheit festhält.

Hängt er wirklich gar nicht am Besitz, daß es so ein kleines wäre, ihn abzutun?

Haus und Hof – vielleicht. Aber seine Bücher – und all die freie Zeit zum Arbeiten...

Hatte der Diener nicht verbreitet, er wäre geizig? Wenn er nun wirklich solch eine Stelle in sich entdeckte? Dies ist die Stelle. War er doch um jeden Augenblick ängstlich gewesen, der ihm seine Arbeit kürzte. Liegt da nicht der Grund zu all den vielen kleinen Versäumnissen, die ihn bedrückten? Die machten, daß er sich mitschuldig fühlte am Vergehen seines Dieners?

Diese Stelle muß er sich ausreißen. Es ist nichts weiter zu tun.

Er fühlt eine unsägliche Erleichterung.

In diesem Augenblick ist es geschehen, daß er sich von allem entäußert hat.

Er braucht es nur noch der Schwester mitzuteilen.

»Sag, geht es dir auch so, daß der Besitz dich bedrückt?«

Die Schwester sieht ihn verwundert an.

»Nein.«

»Kannst du dich an deinem Besitz freuen?«

»Freuen? Ich freue mich an Blumen und eifrigen

Kindergesichtern – weil es das gibt.«

Der Bruder meint es anders: »Haus und Hof.«

»O ja! Mein Haus: welche Stille! Welch ein Einigsein mit all den kleinsten Dingen!«

»Siehst du, ich kenne das nicht. Ich möchte frei sein

– ganz frei und losgelöst – »

Er stößt die Worte ungeduldig heraus.

»Ich bitte dich, tue mir den größten Dienst, den ein Mensch mir jetzt tun kann: Nimm du das, was mir gehört, zu dem deinen und ziehe hier als Herrin ein.«

Die Schwester ist namenlos erschrocken über den Ton seiner Stimme.

»Ja, wie? Du willst ...?«

Es dauert lange, bis sie nur ungefähr weiß, was gemeint ist. Verwalten wolle sie ihm das gern, wenn er jetzt das Verlangen spüre nach der weiten Welt.

Aber damit ist ihm ja nicht geholfen.

Die Schwester stellt ihm seine Verantwortung vor.

»Was nüttest du den andern, wenn du deinem Reichtum entsagst? Du, der ihn zu verwenden versteht!«

»Ich tue es nicht für andere. Ich tue es für mich.«

»Was ist nur über die Menschen gekommen! Ich weiß einen Richter, dem ließ es keine Ruhe, bis er ein eigenes Unrecht fand, um sich selbst dem Gericht auszuliefern.

Einer, der es genau mit seinem Gewissen hält, kommt

aus Ehrlichkeit ins Gefängnis. Einer, der den Reichtum wirklich zu nützen verstünde, entäußert sich seiner. Geht denn nicht alles dem Ende zu, wenn die Menschen an sich selbst irre werden?»

»Oder – ist das nicht vielleicht der Beginn zur Wandlung? Könnten diese Letzten nicht die Ersten sein?«

Die Schwester sieht, daß es keine Umkehr für den Bruder gibt. Und sie sagt nichts mehr. Er steht so groß und stark vor ihr.

»Ich habe all die Jahre darauf gewartet, daß ich einmal das Leben ganz dicht an mich reißen könnte. Jetzt ist es mir gelungen.«

Die Nacht ist unvermerkt über den Gutshof gekommen. Vor den Türen der Wohnungen stehen die Leute in Gruppen. Sie können sich nicht darüber beruhigen, daß der Herr fort ist. Hatten sie nicht ein Recht auf ihn? War er nicht ihr Herr?

Die Frauen weinen in die Schürzen wie bei einem Todesfall.

Sie suchen es sich auf ihre Weise zu erklären. Er wäre schon immer so still gewesen, sagen sie. Krankheit muß es auf jeden Fall sein. Sonst läßt man doch nicht alles im Stich. Ein Gesunder ist darauf bedacht, daß er immer mehr bekommt.

Das gnädige Fräulein sah aus wie von Wachs und hatte ganz starre Augen, als sie es sagte. Und erklären konnte sie es auch nicht. Ihre Stimme hatte aufgehört mitten im Sprechen.

Die Jungfer und die Verwalterin stehen vor der Schlafzimmertür des gnädigen Fräuleins und horchen.

Es ist immer noch still. Sie sind in Sorge um sie. Seit Mittag hat sie nichts gegessen. Und das war ein richtiger Schüttelfrost gewesen, vorhin. Sie wollte sich gar nichts tun lassen – nur schlafen, sagte sie.

Und es war ein tiefgründiger Schlaf, in den sie hinabgestürzt war nach den atemlosen Erschütterungen der letzten Tage.

Sie erwacht, als der Streifen Mondlicht ihr Bett erreicht. Das ist immer so, dann kann sie nicht weiterschlafen.

Die Jungfer hat gehört, daß sie sich bewegt und wagt leise, die Tür zu öffnen. Ob sie nicht etwas zu essen bringen dürfte.

»Sie können mir ein Butterbrot in meines Bruders Arbeitszimmer stellen.«

Wie sie sagt: »Meines Bruders Arbeitszimmer«, durchläuft es sie kalt. Sie faßt sich mit beiden Händen an die Stirn, als müsse sie das Heimweh noch im letzten Augenblick festhalten, ehe es Macht über sie bekommt. Dann zieht sie sich an und geht hinüber.

Dort in der Sofaecke – war das nicht ein allerbeglückendster Augenblick, da sie den Bruder so ganz nahe gefunden, so ganz zu ihr gehörig?

Auf dem Schreibtisch liegt der Bogen Papier, auf den er zuletzt geschrieben – seine Bestimmung über das Gut und allen Besitz – wie ein Testament.

Bis vor kurzem sagte sie noch bei sich: ich werde es ihm verwalten bis er wiederkommt. Aber jetzt, da sie in seine Stube tritt, weiß sie, daß sie nicht daran glauben kann, daß er als Herr hierher zurückkehrt.

Wohin mag er gegangen sein? Er wußte es selbst nicht. Wenn er Geld brauchte, würde er schreiben. Die Schwester sollte ihm dann das Nötigste schicken. Aber nicht mehr, als er erbittet, das mußte sie versprechen.

Jetzt ist der Mond über den hohen Lindenkronen vorgekommen und steht gerade über dem Hof. Früher, als Kind, hatte man sie immer mit ihrem Mondsuchen geneckt. »Er muß mitten im Hofe stehn«, sagte sie. Aber immer war er hinten am Teich und stieg so langsam. Bis er an die richtige Stelle kam, mußte sie längst zu Bett.

Die Jungfer bringt ein großes Tablett voll Abendbrot. Was hat die Verwalterin nicht alles aufgetürmt, um dem gnädigen Fräulein die Verleumdung des Dieners noch einmal recht zu beweisen.

Sie spürt auch einen großen Hunger und greift mit der Hand nach einem der halbierten Eier. Wenn man in großer Schwingung ist, haben Messer und Gabel etwas Ärgerliches.

Daß wir uns doch immer noch wundern über die Geschehnisse unseres Lebens. Haben wir nicht im Grunde schon als Kind alles gewußt, wie es kommen muß? Die äußeren Bilder waren noch nicht klar, aber – wenn man es nur genau beachtet hätte: da gab es schon Augenblicke, die umfaßten die ganze Zukunft.

Sie soll einmal als kleines Kind zur Mutter gesagt haben: »Wir wollen zusammen in den Himmel gehen. Aber vorher wollen wir auch sehen, wie es in der Hölle ist.«

Das war schon die Begierde nach dem *ganzen* Leben. Merkwürdige Erinnerungen steigen in ihr auf.

Vor einigen Jahren sind ihr einmal die Karten gelegt worden. Sie hört noch die betuernde Stimme und sieht den Tisch mit den ausgebreiteten Karten. »Sie liegen gut«, sagte der Zigeuner. »Liebe – o ja, viel Liebe! Allerdings, damit kommt es nicht zum Glück. Da sind wohl Männer, die Sie lieben – namentlich einer – aber alles bleibt in der Ferne. Hier liegt das Glück! Diese Karten bedeuten Reichtum – viel Reichtum! Dann kommt wieder ein Mann – und hier einer, den Sie lieben. Aber zum Schluß liegt die Dame wieder ganz allein – von immer mehr Reichtum umgeben.« Er fand es eine gute Prophezeiung.

Damals war auch solch ein Augenblick, da das ganze zukünftige Leben anschlägt mit einem leisen, aber hörbaren Klang.

Mochte es nun aus den Karten kommen oder aus den Augen des Zigeuners – sie wußte, daß es so sein würde.

Ja der Reichtum! Ihre Freunde ärgerten sich darüber, daß sie ihn gar nicht zu nutzen verstand und so hinlebte, als hätte sie ihn nicht. Wenn *sie* den Reichtum gehabt hätten! Und ihre Freiheit!

Eine schwere Traurigkeit überfällt sie.

»Du kannst bis auf den Grund lieben«, hatte der Bruder gesagt.

Aber sie muß allein bleiben inmitten von Reichtum.

Wenn sie sich jetzt den Tränen überantwortet, könnte es gefährlich werden. Sie fühlt einen Kampf, in dem es die letzte Kraft gilt.

Noch ist Leben!

Und das Leben war herrlicher und größer hervorgegangen aus den Schmerzen ihrer Liebe. Jedem Stern und jeder Blume hatte sie gesagt: Jetzt verstehe ich dich ganz um deinetwillen; früher warst du nur ein Bild, irgendein Bezug auf meine Liebe.

Noch ist sie vom Schmerz nicht ganz abgelöst. Aber sie fühlt die Freiheit voraus. Bald wird der starke Tag anheben. Vielleicht schon mit dem ersten Morgen wehen da draußen, wenn der Mond als eine blasse Erinnerung der Nacht über den Wald geht. Und wie man das Wichtigste noch mit dem nahen Verstorbenen teilt, denkt sie: Das muß ich dem Bruder sagen.

Sind wir nicht beide mit hineingenommen in das unendliche Strömen von Samen und Ernte?

Wir leben unser Leben so hin und vergeuden viele Tage, weil uns ein kleines Etwas noch nicht aufgegangen ist. Ein scheinbar allgemein Bekanntes, denn immer ist es um uns. Wir haben es aber noch nicht von nahe gesehen. Vielleicht erkennt man es erst im Sterben, wenn der Blick von einem großen, unheimlichen Zwischenraum aus plötzlich helllichtig wird.

Sie nimmt die schriftliche Bestimmung des Bruders in die Hand und betrachtet sie ruhig. Es ist kein Widerstand mehr in ihr.

Sie tritt ihr Recht als Herrin an. Und sie wird gut und mit Eifer den Besitz verwalten.
Was kommt darauf an, ob unsere Wege zum Glück führen?
Sie weiß, daß es nur *ein* Glück gibt: zu wachsen.

Nachwort

»Was kommt darauf an, ob unsere Wege zum Glück führen?

Sie weiß, daß es nur *ein* Glück gibt: zu wachsen.«

Es darf als Prämisse ihres eigenen Lebens verstanden werden – dieses Resümee, das Hertha Koenig ihre Protagonistin in der Novelle *Die Letzten* aus dem Jahre 1920 ziehen lässt. Denn der Wunsch nach persönlicher Entwicklung und die Suche nach der Erfüllung waren die Triebfedern in Hertha Koenigs Leben und Arbeiten. Immer wieder brach sie auf, um das von ihr so genannte »Ganze« zu finden. Sie ging auf Reisen, lebte in München, in Freiburg, auf einem Einödhof im Chiemgau; sie arbeitete als Krankenschwester, engagierte sich in zahllosen sozialen Projekten und als Mäzenin. Und immer wieder kehrte sie an ihren Ursprung, nach Böckel, zurück, um schließlich das Erbe als Gutshofbesitzerin anzutreten.

Am 24. Oktober 1884 war Hertha Koenig auf diesem in Ostwestfalen gelegenen Rittergut geboren worden. Ihre Eltern waren der Gutsherr Carl Koenig (1849-1927) und dessen Ehefrau Julie/Julia, geb. Helferrich (1851-1937), die als jüngstes von dreizehn Kindern einer Pfarrersfamilie aus Schwäbisch Hall entstammte. Bei Herthas Geburt war Carl Koenig seit zehn Jahren der Gutsherr von Böckel gewesen. Er hatte den Gutshof, auf dem sie aufwachsen und der für ihr Leben von so entscheidender Prägung sein würde, als 25-Jähriger von seinem Vater Leopold bekommen. Leopold Koenig (1821-1903), ein deutsch-russischer Fabrikant, der im zaristischen Russland des 19. Jahrhunderts durch industrielle Zuckerproduktion zu großem Reichtum gekommen war, hatte das Gut im Ausblick darauf gekauft, dass sein Sohn dies später ganz übernehmen sollte. Dieser

Wunsch erfüllte sich jedoch nicht. Herthas Bruder lehnte es ab, in die Fußstapfen seines Vaters zu treten, den Hertha Koenig als schöngeistigen Menschen beschrieb, der selbst darunter litt, aus Pflichterfüllung nicht seinen wahren persönlichen Neigungen folgen zu können. Es sollte also zu ihrer Aufgabe werden, das Erbe des Vaters anzutreten, Gut Böckel zu führen, den Ort ihrer Kindheit – wo sie am 12. Oktober 1972 mit 92 Jahren verstarb.

In ihrer Novelle thematisiert sie eben jene für ihr Leben so wichtige Entscheidung – zwar in fiktionalisierter literarischer Form, aber mit offenkundig biografischen Bezügen. Viele Texte in ihrem Werk tragen diese Züge des Selbst-Erlebten, Selbst-Erlittenen. Und zeugen auch von der lebenslangen tiefen Verbundenheit Hertha Koenigs zu ihrer ostwestfälischen Heimat, ihrer Verwurzelung in der Landschaft und Atmosphäre – ob in dem persönlichen, aus ihrem Nachlass herausgegebenen Prosatext *Meine Erinnerungen* oder dem Roman *Die kleine und die große Liebe* (1913), ob in ihrem bislang unveröffentlichten Gedicht *Heimat* oder in den Schilderungen des Aufenthaltes von Rainer Maria Rilke auf Gut Böckel, rückblickend festgehalten in einem Brief aus dem Jahre 1964.

Mit Rilke verband Hertha Koenig eine jahrelange Freundschaft und er war es auch, der ihre literarische Arbeit förderte und begleitete. So empfahl er, von ihrer dichterischen Ausdruckskraft beeindruckt, dem Insel Verlag kurze Zeit nach Erscheinen ihrer *Sonette* (1917) auch Hertha Koenigs Gedichtzyklus *Blumen* (1919) zur Veröffentlichung. Die für das Lesebuch ausgewählten Gedichte zeigen exemplarisch die große Intensität ihrer Dichtkunst, die auch von der emotional aufwühlenden Lebensphase Hertha Koenigs in ihrer Münchner Zeit herrührt, als sie unter der großen unerfüllten Liebe zu dem baltischen Schriftsteller Otto von Taube litt. Nur

wenige wussten von dieser unglücklichen Leidenschaft. In ihrem Werk offenbart Hertha Koenig ihre Gefühle. Wie in eben diesen »Blumen-Gedichten«, von denen sie in einem Brief an den Geliebten schreibt: »Rilke sagte neulich, er habe mit Anderen über meinen ›Blumen‹ gegessen und sie bestaunt ... Natürlich sind sie herrlich, es ist doch meine Liebe zu Dir darin.«

Es ist Hertha Koenigs Vision einer leidenschaftlichen und erfüllenden, obgleich auch in ihrem Leben glücklosen Liebe, die einen als Mensch und Künstler wachsen lässt. Das Erlebnis einer Art symbiotischen Gemeinschaft, wie sie es in ihrem Debütroman *Emilie Reinbeck* in der Beziehung von Emilie zu dem Dichter Nicolas Lenau beschreibt.

»... und das ist Tante Emilie Reinbeck«, sagte meine Mutter, wenn sie im Hartmannschen Familienbuche auf ein kleines ovales Frauenporträt deutete. »das war die Freundin Lenaus – sie hat nach seinen Gedichten gemalt, und er hat nach ihren Bildern gedichtet ... Später fiel mir auf, dass auch ihr Antlitz sich unterschied von all den anderen durch seinen Ausdruck der Enttäuschung um Augen und Mund« – so Hertha Koenig in der Einleitung ihres 1913 erschienenen Buches. Es waren familiäre Bezüge, die ihr den Stoff anhand persönlicher Aufzeichnungen ihrer Großtante erschlossen, und es ist anzunehmen, dass sie durch ihn auch einen tieferen Zugang zu der Herkunft ihrer schwäbischen Mutter suchte. Das in diesem Band zum ersten Mal veröffentlichte Gedicht *Mutter und Tochter*, das – wie auch die anderen bislang unveröffentlichten Texte – mutmaßlich in den 1950/60er Jahren entstanden ist, zeigt auf eindrucksvolle und berührende Weise Hertha Koenigs lebenslange Auseinandersetzung mit ihrer Mutter, deren Wesen sich offenbar so sehr von dem ihren unterschied. Es sind gerade auch diese aus ihrem Nachlass herausgegebenen Texte, die sie im Alter

und in der Abgeschlossenheit auf Gut Böckel verfasste, die von Hertha Koenigs anhaltender und beeindruckender literarischen Schaffenskraft und ihrer emotionalen Tiefe zeugen.

So soll in diesem Lesebuch der Bogen ihrer künstlerischen Arbeit vom Beginn bis zu ihrem Ende gespannt und auch die Vielseitigkeit dieser fast vergessenen Ausnahmeschriftstellerin gezeigt werden. Denn es lohnt sich so sehr, Hertha Koenig wieder und neu zu entdecken.

Bibliografie

Veröffentlichungen zu Lebzeiten

Sonnenuhr. Gedichte. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1910.

Emilie Reinbeck. Roman. S. Fischer Verlag, Berlin 1913.

Die kleine und die große Liebe. Roman, S. Fischer Verlag, Berlin 1917.

Sonette. Gedichte. Insel Verlag, Leipzig 1917.

Blumen. Gedichte. Insel Verlag, Leipzig 1919.

Die Letzten. Novelle. S. Fischer Verlag, Berlin 1920.

Die alte Stadt. Gedichte. Kaemmerer Verlag, Berlin 1925.

Alles ist Anfang geworden. Gedichte. Holzwarth Verlag, Iserlohn 1946.

An Jedermann. Gedanken auf dem Heimweg aus dem Film »Nachtwache«, Privatdruck, Lingen-Ems, 1951.

Rilkes Mutter. Essay. Neske Verlag, Pfullingen 1963.

Der Fährtschreiber von Libau. Eine Familiengeschichte. Roman. G. Neske Verlag, Pfullingen 1964.

Neuausgaben und Veröffentlichungen aus dem Nachlass

Der Zuckerkönig. Eine Familiengeschichte (Neuausgabe von »Der Fährtschreiber von Libau) Mit einem Vorwort von Stefanie Viereck. Bielefeld 2012

Die helle Nacht. Frauenportraits. Aus dem Nachlass herausgegeben von Günther Butkus. Nachwort von Stefanie Viereck. Bielefeld 2013.

Die kleine und die große Liebe. Roman mit einem Nachwort von Stefanie Viereck. Bielefeld 2001

Die Letzten / An Jedermann. Nachwort von Stefanie Viereck. Bielefeld 2001

Die lippische Rose. Roman. Aus dem Nachlass herausgegeben von Günther Butkus. Nachwort von Stefanie Viereck. Bielefeld 2003. Neuausgabe als Taschenbuch, Bielefeld 2011

Emilie Reinbeck. Roman über die schwäbische Romantik. Hg. und mit einem Nachwort von Tilman Krause. Bielefeld 2008

Erinnerungen an Rilke/ Rilkes Mutter. Erinnerungen. Hg. und mit einem Vorwort von Joachim W. Storck. Bielefeld 1992, 2. erweiterte Auflage, Bielefeld 2002

Frühling im Herbst. Ausgewählte Gedichte aus den Jahren 1910-1946. Ausgew. und hg. von Günther Butkus. Mit Zeichnungen von Hertha Koenig. Nachwort von Stefanie Viereck. Bielefeld 1999, 2. erw. Auflage 2004

Hinter den Kulissen eines Lebens. Lebenserinnerungen – Rilke, Heuss und Heidegger zu Besuch auf Gut Böckel. Aus dem Nachlass hg. von Günther Butkus. Bielefeld 2004, 2021

Dank

Der Herausgeber bedankt sich besonders bei Günther Butkus für seine Mithilfe bei der Entstehung dieses Le-sebuchs.

Textnachweise

Du weißt nicht, was Du mir getan (unveröffentlicht, mutmaßlich in den 1950/60er Jahren auf Gut Böckel entstanden) – Auszug aus *Die helle Nacht* in: *Die helle Nacht. Frauenportraits*. Aus dem Nachlass herausgegeben von Günther Butkus. Nachwort von Stefanie Viereck. Bielefeld: Pendragon 2013, S. 81-110 – Auszug aus *Die kleine und die große Liebe. Roman*. Berlin: S. Fischer 1913 / Bielefeld 2001, S. 16-25 – Auszüge aus *Blumen. Gedichte*. Leipzig: Insel 1919, S. 16, 18, 23 – Auszüge aus *Sonette*. Leipzig: Insel 1917 in: *Frühling im Herbst. Ausgewählte Gedichte*. Ausgewählt und herausgegeben von Günther Butkus. Nachwort von Stefanie Viereck. Bielefeld: Pendragon 2004, S. 32-33 – Auszüge aus *Sonnenuhr. Gedichte*. München: Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1910 in: *Frühling im Herbst. Ausgewählte Gedichte*. S. 11, 24 – *Meine Erinnerungen* in: *Hinter den Kulissen eines Lebens. Lebenserinnerungen – Rilke, Heuss und Heidegger zu Besuch auf Gut Böckel*. Aus dem Nachlass herausgegeben von Günther Butkus. Bielefeld: Pendragon 2004, 2021, S. 17-46 – *Rainer Maria Rilke in Böckel*. Auszug aus einem Brief an Prof. Tsukakoshi. Böckel 1964. Ebd., S. 160-176 – *Das Märchen von Gesines Ring, In Memoriam, Mutter und Tochter, Heimat* (sämtlich unveröffentlicht, mutmaßlich in den 1950/60er Jahren auf Gut Böckel entstanden) – Auszug aus *Die lippische Rose. Historischer Roman*. Aus dem Nachlass herausgegeben von Günther Butkus. Bielefeld: Pendragon 2003/2011, S. 50-60 – Auszug aus *Emilie Reinbeck. Roman über die schwäbische Romantik*. Berlin: S. Fischer 1913 / Bielefeld: Pendragon 2008. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Tilman Krause, S. 242-261 – Auszug aus *Die Letzten. Novelle*. Berlin: S. Fischer 1920 / Bielefeld: Pendragon 2001, in: *Die Letzten. An Jedermann. Prosa*. S. 59-69.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koster (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd.

66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Dep-ping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuck-mann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benz-ler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Brôcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ulrich Burgdorf (Bd. 110) ■ Dietrich Wachler (Bd. 111) ■ Sabine Deitmer (Bd. 112) ■ Georg Bühren (Bd. 113) ■ Jay Monika Walther (Bd. 114) ■ Monika Littau (Bd. 115) ■ Thomas Kade (Bd. 116) ■ Michael Roes (Bd. 117) ■ Heiner Feldhoff (Bd. 118) ■ Otto A. Böhmer (Bd. 120).